



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

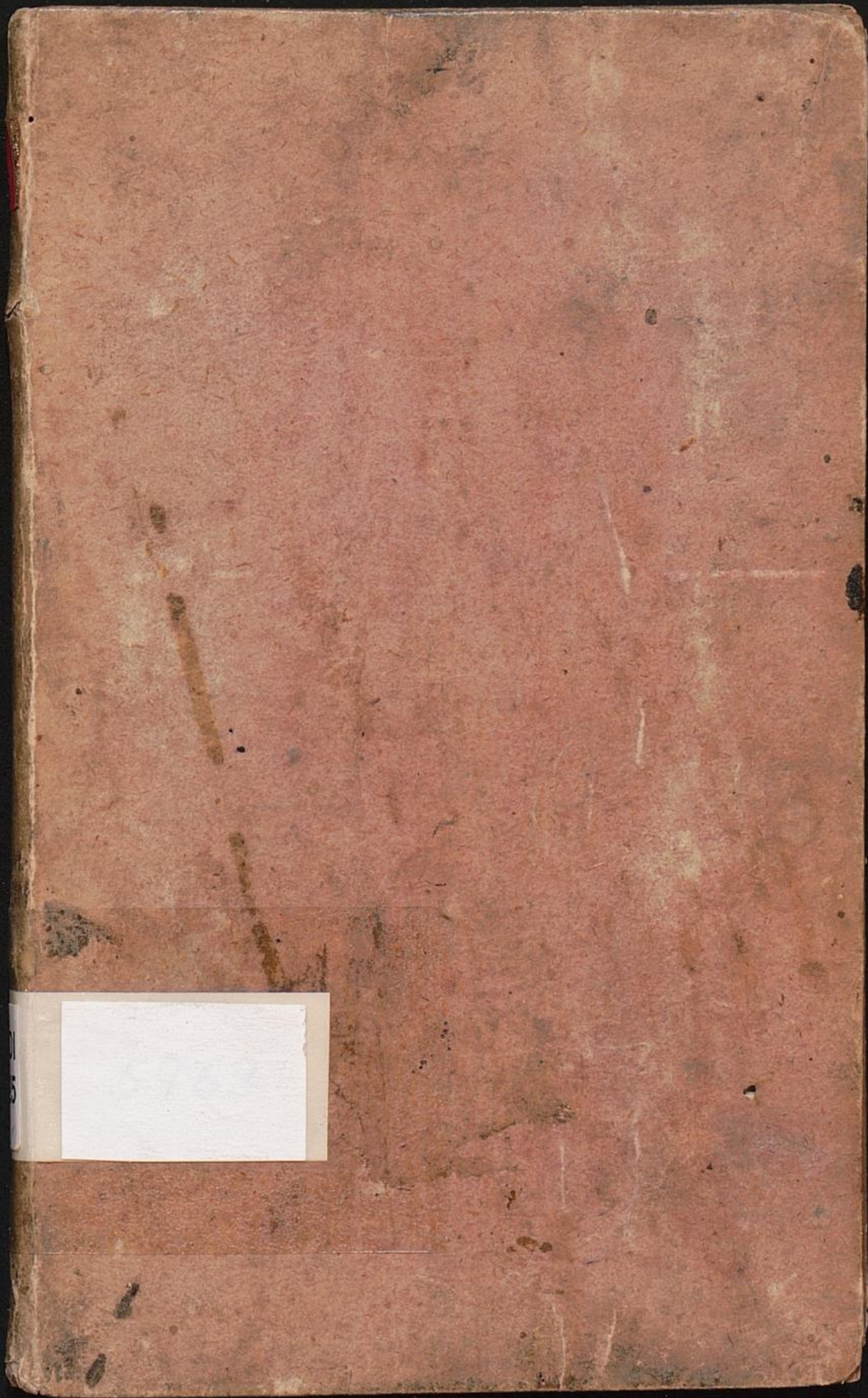
Universitätsbibliothek Paderborn

Sittenbüchlein für die Jugend aus gesitteten Ständen

Campe, Joachim Heinrich

München, 1781

[urn:nbn:de:hbz:466:1-48521](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-48521)



Das Buch gehört

Herrn Dörke

1840

Das Buch gehört

Das Buch gehört
Ludwig Kup
1815
3.

Weyh
Johann zu Dorkau
1840

Linsyaktion Magazin

06

JDDI

1025



66: 2993





Wüstenhahn Jc. Mon.

Sittenbüchlein

für die

J u g e n d

aus

gesitteten Ständen,

von

J. H. Campe.



Neue mit Kupfern vermehrte Auflage.



München,

Bei Johann Baptist Strobel. 1781.

Erklärung

der

Handlung

von

Georg

von

Georg



Georg

von

Georg



Nachricht.

Dieses Büchelchen soll, meiner Absicht nach, für die Jugend aus gesitteten Ständen eben das seyn, was Schlossers Sittensbüchlein für Kinder des Landvolks ist. Wirklich habe ich auch dieses allgemein beliebte Werkchen dergestalt dabey zum Grunde gelegt, daß ich alles Gemeinnützige daraus, und zwar großen Theil mit den eigenen Worten des vortrefflichen Verfassers, in das Meinige übertragen habe; so oft ich nämlich keine bequemere und keine simplere Ausdrücke finden konnte. Wie viel oder wie wenig von dem Meinigen hinzu gekommen sey, kann jeder, dem daran gelegen ist, durch Vergleichung erfahren.

Es ist zugleich ins Französische übersetzt worden: nicht eben, um es unsern Nachbarn bekannt zu machen; sondern um ein französisches Lesebüchlein mehr zu haben, bey welchem Sprache, Verstand und Empfindungen der Jugend zugleich geübt werden könnten.

In wie fern es zu diesem Zwecke brauchbar sey, mögen meine verständigen

Leser entscheiden.





Vor nicht gar langer Zeit, meine lieben Kinder,
lebte ein recht verständiger Mann, der hieß
Gottlieb Ehrenreich.

Alle, die ihn gekannt haben, können noch jetzt
nicht von ihm reden, ohne daß ihnen die Thränen
dabey in die Augen treten. Denn er war ein gar
zu guter und rechtschaffener Mann, der sein größtes
Vergnügen darinn fand, andern Menschen wohl zu
thun. Er hatte, von seiner Kindheit an, es sich
zum Gesetz gemacht, keinen Tag vorbegehen zu
lassen, ohne etwas Gutes zu thun, welches er an
jedem Abend in sein Tagebuch schreiben konnte.
Dem einen, der in Verlegenheit war, und nicht
wußte, was er thun sollte, gieng er mit gutem Rath
an die Hand, weil er viel Erfahrung hatte; einem
andern, der in Armuth gerathen war, half er mit
seinem eigenen Vermögen aus, und verschaffte ihm
Gelegenheit, seinen Unterhalt sich künftig selbst zu
verdienen. Wo er einen Unglücklichen fand, es
mochte ein Christ, ein Jude, oder ein Türke seyn, da
nahm er seiner sich recht herzlich an, suchte ihn zu
trösten und ihm zu helfen. Er ist ein Mensch,
sagte er, und ich bin auch ein Mensch, das ist
genug. Wurde in seiner Gegenwart wider einen

Abwesenden etwas Böses geredet: so vertheidigte er ihn, als seinen Bruder. Er konnte nicht leiden, daß jemanden Unrecht geschähe. Fanden sich hingegen gottlose Leute, welche ihm selbst Unrecht thaten, so suchte er nie Böses mit Bösem zu vergelten; haßte auch seine Beleidiger nicht, sondern bedauerte nur ihren Unverstand. Eine seiner liebsten Beschäftigungen war, daß er seine eigene und seiner Nachbarn Kinder um sich her versammelte, und sie lehrte, wie sie gute und glückliche Menschen werden könnten. Man hat auch nachher gesehen, daß es allen denen Kindern, welche seinen Unterricht annahmen, und seinem väterlichen Rathe folgten, recht wohl gegangen ist.

Einstmals, da er schon siebenzig Jahr alt war, saß er an einem stillen Sommerabend unter einer schattigten Linde, und dachte seinem vergangenen Leben nach. Seine Augen, die er oft dankbar gegen Himmel richtete, funkelten von Freude, indem er den köstlichen Gedanken dachte, daß er doch nicht vergebens auf der Welt gelebet habe; und bey jeder Erinnerung, an irgend eine gute That, die er in seinen verfloffenen Tagen verrichtet hatte, rollte die süßeste Freudenthräne seine heitere Wange herab. Denn, o ihr guten Kinder, glaubt es erfahrneren Tugendfreunden, bis ihr es einst selbst aus eurer eigenen Erfahrung wißt — sich edler Thaten bewußt zu seyn, ist der Seligkeiten größte!

Indem er nun so da saß, und dieser Seligkeit genoß, kam sein ehrlicher Nachbar, Andreas Gutwill, und ließ sich bey ihm nieder, um ein lehrreiches Gespräch

Gespräch mit ihm zu führen. „So lange ich euch nun kenne, lieber Nachbar, sagte er zu ihm, indem er seine Hand auf die Hand des Greises legte, habe ich euch noch niemals recht mißvergnügt gesehen. „Sagt mir doch, wie ihr das in aller Welt anfanget, daß ihr immer so ruhig seyd, so in euch selbst vergnügt und zufrieden? Das möchte ich nun alles gern von euch lernen.“ Dazu kann Rath werden, wenn ihrs noch nicht wißt, antwortete Ehrenreich, und sah ihm dabey freundlich in die Augen. Aber erst holt mir unsere Lieblinge, eure und meine Kinder her, die da hinterm Garten ihr Spiel miteinander treiben. Es ist mir immer so wohl, wenn sie um mich sind; und ich wünschte, daß sie's auch hörten, wie man's anfangen muß, um glücklich zu seyn.

Gutwill holte die Kleinen herbey. Sie hatten kaum gehört, daß Vater Ehrenreich mit ihnen plaudern wolle, als sie all ihr Spielzeug dahin warfen, in vollen Sprüngen herbey eilten, und sich dem freundlichen Greis an Hals und Arme hiengen. Da redete er sie mit folgenden Worten an:

Erstes Abendgespräch.

Von den Pflichten gegen sich selbst.

Kinder, Nachbar Gutwill wünscht von mir zu wissen, wie ichs angefangen habe, daß ich mein ganzes Leben hindurch bis auf diese Stunde, fast immer vergnügt gewesen bin? Hättet ihr etwa Lust, das auch von mir zu hören? — Ach ja, lieber Vater, ach ja! riefen alle, wie mit einem Munde, in-

dem sie freudig in die Hände klatschten. Und der Alte fuhr fort:

Ich werde nun nicht lange mehr leben, ihr guten Kinder; und wenn ich auch noch lange lebte, so werde ich doch nicht immer bey euch seyn: denn ihr kommt vielleicht in einigen Jahren der eine hier, der andere dort hin. Dann werdet ihr euch selbst überlassen seyn, und seyd ihr dann nicht klug und keine gute Menschen, so macht ihr euch gewiß selbst unglücklich; entweder krank oder arm, oder bey euren Nebenmenschen verhaßt oder misvergnügt. Und was nützt euch dann alles auf der Welt?

Ihr wißt, wie lieb ich euch habe. Wenn ich nun stürbe, und sähe voraus, daß ihr einmal euch selbst unglücklich gemacht haben solltet, lieben Kinder, ich würde auf meinem Krankenbette mich nicht trösten lassen! (Die Kinder konnten bey diesen Worten sich des Weinens nicht enthalten.) Doch ich weiß, ihr werdet aus Vorsatz euren alten Vater nicht so betrüben wollen: aber damit ihr es auch nicht etwa aus Unwissenheit thun möget; so will ich euch jetzt alles sagen, was euch, wie ich glaube, so klug und zu so guten Menschen, und eben deswegen so glücklich machen kann, als nur immer möglich ist.

Nicht wahr, meine lieben Kinder, ihr seyd schon alle manchmal krank gewesen? — Waret ihr gerne krank? Hättet ihr nicht lieber gesund seyn mögen? Wenn ihr krank waret, schmeckte euch kein Essen und kein Trinken; ihr mußtet den ganzen Tag im Bette bleiben; wenn eure kleinen Freunde unter den Linden herumsprangen und spielten, oder spazieren giengen,

oder

oder sich im Flusse badeten, oder sonst sich eine Lust machten: so war euch das alles verwehrt. Ihr fühltet bald hier, bald da Schmerzen. Ihr konntet des Nachts nicht schlafen, und alles, was um euch war, war euch unausstehlich. Möchtet ihr noch einmal krank seyn?

„O nein! riefen die Kinder; es ist viel besser, besser, immer gesund zu seyn.“

Ihr habt recht; fuhr der Vater fort. Aber jetzt wißt ihr kaum halb, was euch daran gelegen seyn muß, recht gesund und stark zu seyn. Ich habe, in meinen jüngern Jahren, einen guten Freund gehabt, der war sechs Jahre lang krank. Der arme Mann hatte eine Frau und fünf Kinder, die noch jünger waren, als ihr. Seine Umstände, ehe er krank wurde, waren sehr blühend; denn er war ein angesehenener Kaufmann, der große Geschäfte machte. So lange er selbst seiner Handlung vorstand, hatte er überall Credit, und alle seine Unternehmungen giengen recht glücklich von statten. Allein, sobald er krank wurde, gieng alles rückwärts. Er hatte einen Buchhalter, dem er nun alles überlassen mußte; und der böse Mensch versäumte nicht nur seine Geschäfte, sondern bestahl ihn überdieß, und betrog auch andere unter dem Namen seines Herrn. Diesem Bösewicht ist es zwar freylich in seinem ganzen Leben nicht wohl gegangen: denn kein Mensch wollte etwas mit ihm zu schaffen haben, weil man wußte, daß er meinen Freund betrogen und bestohlen hatte. Aber mein Freund wurde doch in den vier ersten Jahren seiner Krankheit so arm, daß er alles verkaufen, und seinen

Handel aufgeben mußte. Hätte er die Betrügereyen seines Buchhalters eher gemerkt; oder hätte seine Frau, während seiner Krankheit, ein wachsameres Auge auf alles im Hause gehabt: so würde es so weit nicht mit ihm gekommen seyn. Aber zum Unglück trauete er dem Menschen zu viel, ohne ihn vorher recht geprüft zu haben; und seine Frau war auch zu nachlässig. Endlich wurde es immer schlechter und schlechter mit ihm. Der Arzt, der ein mitleidiger Mann war, that zwar unentgeltlich sein möglichstes, um ihn zu retten; aber vergebens. Nachdem der arme Kranke sich noch ein Jahr lang gequält hatte: mußte er endlich sterben. Und wißt ihr, was ihm diese Krankheit zugezogen hatte? Er hatte einmal auf der Hochzeit eines seiner Freunde sich recht heiß getanzt, und und da ihm die Hitze beschwerlich fiel; so begieng er die Unvorsichtigkeit, sich bis aufs Hemde aufzuknöpfen, ans Fenster zu treten, und ein Glas voll kaltes Wasser auszutrinken. Davon hatte er die Auszehrung bekommen, welche unheilbar ist.

Da er sonst ein recht guter Mann war: so würde er sein Unglück mit Gelassenheit ertragen haben, und der Tod selbst würde ihm nicht schrecklich gewesen seyn; aber weil er wußte, daß er alles sein Leiden sich durch seine eigene Unvorsichtigkeit zugezogen hatte: so war er untröstbar darüber. Er fiel auf seinem Krankensbette fast immer in eine Art von Raserey, so oft er daran dachte, daß er nun, seiner Unvorsichtigkeit wegen, vier unschuldige Kinder, die er liebte, und die er hätte glücklich machen können, in einer so großen Armuth hinterlassen mußte, daß sie kaum ihre Leiber bedecken konnten.

Ich sage, vier unschuldige Kinder, denn das fünfte hatte er während seiner Krankheit, ich weiß nicht recht mehr wie, verlohren. Nachbar, wißt ihrs euch zu erinnern?

Ja wohl, versetzte Gutwill, das war ja der heißhungerige Friße, dem seine gar zu große Gierigkeit das Leben kostete. Er hatte gebackenes Obß und Klöße (Knöpfle), theils so heiß, theils in solcher Menge hinuntergeschluckt, daß er den Geist darüber aufgeben mußte.

Recht, recht, sagte der alte Ehrenreich, jetzt erinnere ichs mich. Es war ein Jammer anzusehen, wie der unglückliche Junge sich winden und krümmen mußte, ehe er von der Welt kam. Sein armer Vater litte nicht wenig dabey, da er das aus seinem Bette mit ansehen mußte.

Noch mehr Kummer aber verursachte ihm das Schicksal seiner Frau, der Mutter dieses Kindes. Ich habe euch schon gesagt, daß sie nicht aufmerksam genug auf ihr Hauswesen war, und das kam daher, ihr lieben Kinder: weil sie bey der Krankheit ihres Mannes, des Nachts nicht immer ihre Ruhe, und bey Tage nicht immer ihr ordentliches Essen haben konnte: so gerieth sie auf den thörichten Einfall, den Mangel an beydem durch hitzige Getränke ersetzen zu wollen. Anfangs nahm sie freylich nur ein wenig zu sich: aber, wie es immer zu geschehen pflegt, ihre Begierde wuchs mit jedem Tage. Kurz, sie gewöhnte nach und nach sich das Trinken so sehr an, daß sie fast nicht mehr leben konnte, ohne berauscht zu seyn. Dieß trug nicht wenig zum Verderben der
ganzen

ganzen Familie bey. Die armen Kinder wurden ohne Aufsicht gelassen; der Buchhalter konnte nun machen, was er wollte, weil ihm keiner mehr auf die Finger sah, und der unglückliche Vater kränkte sich vollends darüber zu Tode. Endlich mußte sie selbst für ihr Vergehen büßen. Sie zog sich nämlich eine Lungenentzündung zu, an der sie jämmerlich sterben mußte. Ich bin bey ihrem Tode zugegen gewesen, meine Kinder; aber ich kann euch nicht sagen, wie mir dabey zu Muth war. Ich mag auch jetzt nicht daran gedenken: denn wenn ich's thäte; wenn ich mir die Verzweiflung der sterbenden Frau, den Jammer ihres Mannes, und das Winseln der armen unglücklichen Kinder wieder so recht lebhaft vorstellte; so würde ich nicht im Stande seyn, weiter zu reden. Gott bewahre einen jeden Menschen vor einem solchen Ende!

Hier hielt unser lieber Greis ein wenig ein, trocknete sich die Augen, und fuhr darauf fort:

Ihr seht, meine Lieben, welch großes Elend daraus entstehen kann, wenn man nicht seine Gesundheit, so viel möglich, in Acht zu nehmen sucht. Hütet euch also vor allem, was euch krank machen kann. Oft ohne Hunger und Durst essen und trinken, zu viel essen, zu viel, sonderlich starke Getränke, trinken, gefährliche Spiele wagen, unvorsichtig an gefährlichen Orten seyn, das alles kann euch krank und elend machen.

Auch die Faulheit macht euch krank. Nicht wahr, wenn ihr einmal zu lange geschlafen habt: so geht ihr verdrossen an eure Arbeit, und wenn ihr euch
nicht

nicht bewegt habt, so schmeckt euch das Essen und Trinken lange nicht so gut, als wenn ihr recht herumgesprungen seyd. Das ist schon der Anfang einer Krankheit. Führet ihr nun fort, immer so lange zu schlafen, und immer so zu faulenzten: so würde diese Krankheit von Tage zu Tage stärker werden. Ihr würdet immer verdrüsslich, und endlich zu allen Arbeiten, ja sogar zum Spielen, untüchtig seyn.

Es giebt aber zwey Arten von Arbeiten, meine lieben Kinder, welche beyde gleich nützlich sind. Einige nennet man Hand-Arbeiten, weil man besonders die Hände dazu nöthig hat. Andere werden Kopf-Arbeiten genannt, weil man sie mit dem Kopfe oder vielmehr mit der Seele verrichtet. Der fleißige Schuster, zum Exempel, der euch eure Schuhe und Stiefel macht, verrichtet Hand-Arbeit; der Lehrer hingegen, der darüber nachsinnt, wie er gute und glückliche Menschen aus euch machen möge, arbeitet mit dem Kopfe. Beyde Arten von Arbeiten sind uns Menschen nöthig, wenn wir an Seel und Leib gesund bleiben wollen. Wir müssen etwas mit den Händen arbeiten, oder solche Arbeiten verrichten, wobey der Leib bewegt wird, sonst werden die Speisen, die wir genossen haben, nicht recht verdauet, und daraus entstehen allerley Schwachheiten und Krankheiten. Wir müssen aber auch mit der Seele arbeiten, oder etwas Nützlichers zu lernen suchen, sonst bleiben wir dumm, können zu nichts in der Welt gebraucht werden, und gerathen endlich in Armuth und Verachtung.

Ich

Ich habe einen Mann gekannt, dem es so ergangen ist. Dieser war von reichen Aeltern geboren, welche zuweilen die Thorheit begiengen, ihrem Söhnchen zu sagen, daß sie viel, viel Geld für ihn gesammelt hätten, welches er haben sollte, sobald er nur erst groß geworden wäre. Da dachte nun der junge Thor, daß er nicht nöthig habe, wie andere Menschen zu arbeiten, oder etwas zu lernen, weil er künftig für sein Geld alles kaufen könnte. Er gewöhnte sich daher an, bis Mittags zu schlafen; dann aß er, aber fast immer ohne Appetit; und wenn er gegessen hatte, so setzte er sich hin, und spielte bis um Mitternacht Karten, und dann schlief er wieder bis an den andern Mittag. Wenn er einmal außer dem Hause etwas zu thun hatte: so ließ er sich immer fahren, und bey seinem Anzuge wurde er von vier bis fünf Leuten bedient. Nun, was geschah? Da er ohngefähr vier und zwanzig Jahr alt war, brach einmal zur Nachtzeit plötzlich eine Feuersbrunst in seinem Hause aus, die so geschwind und heftig um sich griff, daß er kaum so viel Zeit behielt, im bloßen Schlafrocke aus dem Fenster zu springen. In weniger, als einer Stunde, war sein ganzes Vermögen in Asche verwandelt. Da stand er nun, arm und hülflos, und wußte nicht, was er anfangen sollte. Da er nichts gelernt hatte, wodurch er sein Brod hätte verdienen können, und sich schämte, an dem Orte zu betteln, wo er vorher so prächtig gelebt hatte; so gieng er auf das Land, und wollte sich bey einem Bauer zum Knechte brauchen lassen, um nur sein Leben zu erhalten. Allein, wenn er eine halbe Stunde gearbeitet hatte, oder nur in das nächste Dorf gehen sollte:

solte: so fiel er ohnmächtig nieder, und der Bauer sah bald, daß er ihn gar nicht brauchen könne, weil er so schwach war. Denn er hatte zwar Hände und Füße, aber er konnte fast nichts damit verrichten. Endlich blieb ihm nichts übrig, als sich an die Wege zu setzen, und sein Brod von den Vorübergehenden zu erbetteln. Nehmt euch in Acht, Kinder, daß es euch nicht auch so gehe!

Und denket nicht, daß das Arbeiten etwas beschwerliches sey: denn wenn man sich nur erst dazu gewöhnt hat, so findet man so viel Vergnügen daran, daß man gar nicht mehr ohne Arbeit leben mag. Aber der Müßiggang, das ist eine beschwerliche Sache. Dabey hat man immer lange Weile, und ist immer verdrüsslich und mürrisch. Und wenn wir dann gar nicht wissen, was wir thun sollen, so fangen wir gemeiniglich an, zu diesem oder jenem Lust zu bekommen. Wir essen ohne Hunger, wir trinken ohne Durst, und machen uns auf diese Art immer unglücklich, krank und elend, meistens auch arm. Und dann hat kein Mensch mehr Mitleiden mit uns. Denn heißt es, der Müßiggänger könnte so reich seyn, als ich, wenn er etwas hätte thun wollen. Er verdient nicht, daß wir ihm helfen. O Kinder, die Arbeit mag so sauer seyn, als sie will, das ist noch zehnmal unerträglicher.

Ueberdem wird ja auch nicht verlangt, daß wir immer arbeiten sollen. Das würde unser Körper nicht aushalten. Nein, Kinder, wir müssen uns auch zuweilen ein Vergnügen machen; das gehdrt mit zur Erhaltung unserer Gesundheit. Spielt also,
 Campe Sittenb. B und

und seyd lustig, wenn eure Arbeit gethan ist: nur vermeidet alle diejenigen Ergötzlichkeiten, bey denen eure Gesundheit oder euer Leben in Gefahr gerathen könnte. Ich habe es in meinem Leben oft gesehen, daß Kinder bey unvorsichtigen Spielen ihr Leben eingebüßet haben. Da war, zum Exempel, euer Pathe, Nachbar, das kleine Fränzchen; ein muntre, hübscher Junge: aber wie giengs ihm? Da er einmal mit seinem Bruder allein auf dem Hofe war, wollte er ein Spiel daraus machen, wer von beyden wohl auf der Einfassung des Brunnens herumreiten könnte. Kaum hatte er sich darauf zurechte gesetzt, so überfiel ihn, indem er in den Brunnen hinabsah, ein plötzlicher Schwindel, und plump! lag er unten im Wasser. Auf das Geschrey seines Bruders kamen zwar Leute herbeygelaufen, die ihn retten wollten: aber er war schon zu Grunde gegangen; und da man ihn endlich mit einem langen Haken wieder herausfischte, war er schon ohne alle Rettung todt.

Der kam doch noch plötzlich von der Welt, fiel hier der Nachbar Gutwill ein; aber des Kaufmanns Dieß sein Sohn, der wilde Ferdinand, der mußte noch mehr für seine Wildheit büßen. Es besuchte eines Tages ein reisender Kaufmann seinen Vater, und band sein Pferd draußen am Pfortenwinge an. Kaum war er hineingetreten, husch! war mein Ferdinand da, und wollte sich der Gelegenheit zu Nutzen machen, einmal auf einem Pferde zu sitzen. Weil es nahe an einer Treppe stand: so war es ihm ein leichtes, hinauf zu springen. Aber das Pferd, welches keinen fremden Reiter leiden wollte, fühlte ihn nicht

nicht sobald auf seinem Rücken, als es hinten und vorne in die Höhe sprang, und so lange sprang, bis er herunterfiel. Im Fallen versetzte es ihm noch einen Hufschlag auf die Brust, daß er wohl auf drey Schritte weit fortslog, und dann für todt liegen blieb. Das klare Blut stürzte ihm aus Mund und Nase, und alle hielten ihn für todt. Allein, er kam nach einiger Zeit wieder zu sich selbst, und da gieng seine Mutter erst recht an. Der Schade, den er in der Brust gelitten hatte, war unheilbar; er mußte unter großen Schmerzen beständig Blut ausspeyen, und so lebte er noch vier Wochen, ehe er seinen Geist aufgeben konnte. Seit der Zeit habe ich es niemals leiden können, daß Kinder sich mit Pferden etwas zu schaffen machten.

Ihr habt recht, versetzte Ehrenreich, es pflegt auch selten ohne Unheil abzugehen. Pferde sind nur für erwachsene Leute, welche sich darauf verstehen und sie zwingen können. Das merkt euch, ihr Kinder! Ueberhaupt vermeidet alle Spiele, aus denen etwas Böses entstehen kann. Es giebt so viel erlaubte, unschädliche Spiele, die wir euch nach und nach lehren werden; warum wolltet ihr gerade auf solche fallen, wobey ihr euch oder euren Kameraden schaden könnet?

Noch ein Mittel muß ich euch sagen, das auch nicht wenig dazu beyträgt, euch gesund zu erhalten. Das ist die Reinlichkeit. Wenn ihr euch nicht fleißig waschet: so werden die Schweißlöcher eurer Haut nach und nach so von Unreinigkeit verstopft, daß der Schweiß nicht recht mehr durchdringen kann,

und daraus entstehen viele, recht schmerzliche Krankheiten. Badet euch daher oft im Sommer, waschet euch oft im Winter. Laßt auch oft frische Luft in eure Stuben, und haltet darauf, daß eure Stube und Schlafkammer immer reinlich sey. Denn die Luft in einer unreinen Stube ist ein recht gefährliches Gift. Eßet und trinket auch nichts, von dem man euch nicht gesagt hat, daß es gesund sey.

Nun, Kinder, wißt ihr so ungefähr, wie ihr es anfangen müßt, daß ihr euren Körper nicht schlechter macht, als ihr ihn von Natur empfangen habt. Aber das würde euch allein nicht glücklich machen können. Denn es kann einer sehr gesund, und doch äußerst elend seyn. Denn wisset, meine Lieben, daß in diesem euren sichtbaren Körper eine unsichtbare Seele wohnt, welche eigentlich dasjenige ist, was in euch denkt und empfindet, sich freuet oder betrübet, glücklich oder unglücklich ist. Wenn nun euer Leib auch noch so gesund und stark wäre, eure Seele aber wäre schwach und ungesund: so würdet ihr dennoch höchst unglückliche Menschen seyn. Ich muß euch also auch noch dieses lehren, wie ihr eure Seelen gesund und wohl erhalten könnt. Gebt einmal Achtung, ob ihr mich auch recht verstehen werdet.

Die Gesundheit der Seele besteht darin, daß sie von vielen nützlichen Dingen eine Kenntniß hat, und rein von allen Lastern bleibt. Aber das ist euch noch zu hoch; ich will sehen, ob ich es euch begreiflicher machen kann.

Ich sage: wenn die Seele sich wohl befinden soll; so muß sie zuerst sich allerley nützliche Einsichten zu
vers

verschaffen suchen; das heißt, sie muß allerley Sachen lernen, welche ihr künfftig Vergnügen machen können. Eine dumme Seele hat wenig Freude in der Welt: einer klugen, unterrichteten Seele hingegen kann es nie an Gelegenheiten, sich zu ergötzen, fehlen. Das könnte ich euch mit mehr, als einem, lebendigen Beyspiele beweisen. Da ich noch auf der Schule war, hatte ich zwey Knaben zu meiner Stubengesellschaft, welche leibliche Brüder waren. Aber ungleicher müssen wohl niemals zwey Brüder einander gewesen seyn, als diese. Der jüngste von beyden war voller Wißbegierde; war immer aufmerksam in allen Schulstunden; wollte von allen Dingen, die er sah oder hörte, immer gern den Grund wissen, und vergaß oft Essen und Trinken, wenn er Gelegenheit hatte mit verständigen Leuten zu reden, von denen er etwas Gutes lernen konnte. Der älteste hingegen war zum Lernen immer so träge! so unlustig! So lange die Schulstunden daureten, gähnte er fast ohne Unterlaß, oder spielte unterm Tische, und gab niemals Achtung auf das, was der Lehrer sagte. War die Schulstunde aus: so hatte er zu nichts Lust, als zu essen, zu trinken und zu schlafen. Nun was meynt ihr wohl, was aus beyden geworden sey? Karl, so hieß der jüngste, wurde von Tag zu Tage klüger, beliebter, und glücklicher: sein Bruder, Georg, hingegen wurde immer einfältiger, immer unglücklicher. Wenn wir spazieren geführt wurden: so fand der wißbegierige Karl überall tausend Dinge, welche ihm Vergnügen machten, weil er alles genauer untersuchte. Bald betrachtete er eine Blume, oder einen Baum, und erinnerte sich dabey, was uns der Lehrer von

dem Wachsthum der Pflanzen und der Bäume gesagt hatte. Bald sahe er den Himmel an, und freuete sich, zu wissen, was Luft und Wolken sind; wie der Regen, der Thau, die Winde entstehen, und was jedes für Nutzen schafft. Bald setzte er sich unter einen schattigten Baum, und las uns eine angenehme Geschichte aus irgend einem Buche vor, welches er mitgenommen hatte. Georg hingegen gieng seinem Gang immer mürrisch fort, und sah auf nichts, was um und neben ihm war; weil er von keiner Sache etwas gelernt hatte. Und weil er doch nicht ganz müßig seyn konnte; so suchte er gemeiniglich Gelegenheit zu zanken, bis wir ihn endlich, mit Erlaubniß der Lehrer, ganz aus unserer Gesellschaft ausschlossen, und nichts weiter mit ihm zu thun haben wollten. Und so sind beyde ihr ganzes Leben hindurch geblieben. Georg war zu nichts in der Welt zu gebrauchen, wußte sich nichts zu beschäftigen, war daher immer verdrüsslich, und fiel sich und andern zur Last. Karl hingegen wurde ein geschickter, feiner Mann, den man überall gern leiden mochte, weil er immer vergnügt war, und auch andere zu vergnügen wußte. Georg murrete sich zu Tode, ehe er noch dreißig Jahre alt geworden war; Karl aber lebt noch bis auf diese Stunde, und ist noch eben so munter, als ich, ohngeachtet er wohl zwey Jahre älter ist.

Ha! Nachbar, rief bey diesen Worten Gutwill aus, nun begreife ich schon zum Theil, woher es kömmt, daß ich euch immer so vergnügt sehe. Das macht, ihr habt auch viel gelernt, und wißt daher euch mit mehr Dingen zu belustigen, als wir andern Menschen.

Weil

Weil ihr es denn so findet, mein Lieber, antwortete Ehrenreich, so muß ich freylich gestehen, daß ich nicht halb so viel Vergnügen in meinem Leben würde gehabt haben, wenn ich in meiner Jugend weniger gelernt hätte. Aber das Lernen macht es doch allein nicht aus. Wenn unsere Seele gesund und glücklich seyn soll: so müssen wir sie auch rein von allen Lastern zu bewahren suchen.

Laster, ihr lieben Kinder, nennt man alles dasjenige, wodurch wir uns selbst oder andern Menschen Schaden zufügen. Der Ungehorsam, zum Exempel, ist ein Laster, weil wir uns selbst am meisten dadurch schaden, wenn wir unsern Vorgesetzten nicht gehorsam sind. Denn da werden wir nicht nur bestraft, sondern man hört auf, uns zu lieben; und wenn ein Kind von seinen Aeltern oder Lehrern nicht mehr geliebt wird, so ist es schlimm daran. Das Zanken, Schimpfen oder Schlagen ist auch ein Laster, weil wir uns und andern dadurch Mißvergnügen machen; andern, weil niemand gern mit sich zanken, schimpfen oder schlagen läßt; uns selbst aber, weil wir dafür bestraft werden, und nachher den Verdruß haben, daß niemand gern mit uns umgehen will. Versteht ihr nun, was Laster sey? „Ja, lieber Vater, riefen die Kinder; nun verstehen wir es wohl; Laster ist dasjenige, wodurch wir uns oder andern Menschen Schaden thun.“

Recht, meine Lieben; ihr habt wohl Achtung gegeben. Und wißt ihr nun, wie man das Gegentheil vom Laster nennet? Ich meyne ein solches Betragen, wodurch wir uns und andere Menschen glücklicher machen? das nennt man Tugend.

Nun, Kinder, müßt ihr mir, als einem alten Manne, der viel Erfahrung hat, auf mein Wort glauben, daß jede lasterhafte Handlung unsere Seele krank und elend, jede tugendhafte Handlung hingegen sie gesund, stark und fröhlich macht. Zum Theil könnt ihr das nun schon aus eurer eigenen Erfahrung wissen. Denn, nicht wahr, wenn ihr etwas gethan habt, was euch verbothen war, so ist euch nicht so wohl, als wenn ihr etwas Gutes gethan habt? Das ist schon ein Zeichen, daß eure Seele alsdann nicht recht gesund mehr ist. Führet ihr dann fort, etwas Böses zu thun, so würde das Uebel immer ärger; ihr würdet von Tage zu Tage immer unzufriedener mit euch selbst werden, und tausend Dinge, die euch jetzt Vergnügen machen, würden aufhören, angenehm für euch zu seyn.

Denn es verhält sich mit dieser Seelenkrankheit gerade eben so, wie mit den Krankheiten unsers Leibs. Das Uebel ist in beyden Fällen nicht mit einem male da, sondern es wächst, und wird erst nach und nach empfunden. Wenn wir z. E. etwas ungesund geessen haben: so empfinden wir anfangs noch gar keinen Schmerz davon. Nach einigen Stunden aber, vielleicht auch erst am folgenden Tage, stellen sich Bauchgrimmen und Kopfweh ein. Nähmen wir alsdann nicht sogleich Arznei ein, oder begiengen wir gar die Thorheit, von der ungesunden Speise von neuem zu essen: so würde es immer schlimmer mit uns werden, bis die Krankheit endlich ganz unheilbar würde. Eben so geht es dem Menschen, der etwas Böses begeht. Anfangs spürt er vielleicht wenig oder gar

gar

gar kein Mißvergnügen darüber in seiner Seele. Be-
reuet er aber seine That nicht alsobald, und zwar
von ganzem Herzen; oder ist er gar so unverständlich,
dieselbe böse That noch einmal zu begehen: so erfolgt
wahrlich über kurz oder lang großes Mißvergnügen
für ihn.

Wenn z. E. jemand unter euch, welches Gott
verhüten wolle, neidisch oder zornig über seinen
Bruder würde, weil ihm etwas Gutes wiederführe,
welches die andern entbehren müßten: so würde er
schon in dem Augenblicke, da er neidisch oder zornig
wäre, nicht recht vergnügt seyn. Wenn er indeß
sein Unrecht sogleich erkannte, seinen Bruder um Ver-
gebung bätte, und sich künftig hütete, in eben die-
selbe Schwachheit zu verfallen, so würde der Schaden
seiner Seele noch zu heilen seyn. Aber wenn er, bey
jeder ähnlichen Gelegenheit wieder von neuem neidisch
oder zornig auf andere würde: so kann ich euch mit
Gewißheit sagen, er würde Lebenslang ein unglück-
licher Mensch seyn.

Ich habe euch neulich die Geschichte von Cain
erzählt. Wie gieng es dem? Er war einigemal auf
seinen guten Bruder Abel böse geworden, weil der
Liebe Gott und seine Aeltern ihn, seiner Tugend we-
gen, vorzüglich lieb gewonnen hatten. Von der
Zeit an konnte Cain fast keine vergnügte Stunde
mehr auf Erden haben. Immer stand ihm das Glück
seines Bruders vor Augen: immer ärgerte er sich dar-
über; immer suchte er Gelegenheit, mit ihm zu zän-
ken, ohngeachtet Abel ihm niemals etwas zu Leide
that. Ihr wißt, wie weit seine Bosheit endlich gieng.

Da der Zorn ihn zuletzt wahnsinnig gemacht hatte, schlug er seinen unschuldigen Bruder mit einer Keule todt, und mußte nachher, als ein verabscheuungswürdiger Bösewicht, in der weiten Welt allein herumirren. Hätte ihn damals, als er das erstemal auf seinen Bruder böse wurde, jemand vorausgesagt, daß es einmal so mit ihm kommen würde: so würde er es sicher nicht geglaubt haben. Aber so geht es immer, ihr lieben Kinder, wenn man dem Laster nicht gleich anfangs widersteht. Wehe uns, wenn es in unsern Herzen einmal Wurzel geschlagen hat! Dann gute Nacht, Besserung! Gute Nacht, Glückseligkeit! So wie ein Schneeball, der von einem Berge herabgewälzt wird, immer größer wird, und immer schneller rollt, je weiter er herabläuft: so werden auch unsere lasterhaften Begierden, je öfter wir sie befriedigen, und je älter wir werden, immer stärker, immer unwiderstehlicher. Also noch einmal, ihr guten Kinder, hütet euch vor jedem Anfange im Bösen, oder habt ihr ja einmal einen Fehler begangen, so hütet euch, ihn noch einmal zu begehen: sonst ist es aus mit eurer Tugend, aus mit eurer Glückseligkeit! O daß ich euch das mit goldenen Buchstaben in euer Herz schreiben könnte!

Dadurch also, daß ihr alles, was euch gelehrt wird, fleißig lernt, und dadurch, daß ihr euch vor allen Lastern hütet, werdet ihr die Gesundheit und das Wohl eurer Seele befördern. Aber, Kinder, ihr habt auch einen Leib, der genähret und gepflegt zu seyn verlangt. Ich glaube, ich brauche euch nicht zu sagen, daß es ein Unglück ist, wenn man hungert,
oder

oder durftet, oder keine Kleider, oder kein Bett, oder keine Wohnung hat. Nicht wahr, das wißt ihr alle schon lange? Woher bekommt ihr aber dieses alles? Jetzt, da ihr noch klein seyd, sorgen eure Aeltern dafür: aber wenn diese nun einmal todt seyn werden, und auch sonst niemand mehr für euch sorgen wird; wo wollt ihr dann alles dasjenige hernehmen, was euch zu eurem Unterhalt und zu eurem Vergnügen nöthig ist? Ihr denkt vielleicht: unsere Aeltern werden uns so viel hinterlassen, daß wir immer genug zu leben haben. Aber, Kinder, das ist eine sehr mißliche Hoffnung: denn wenn eure Aeltern auch noch so viel Geld hätten, so wißt ihr nun schon, wie leicht sie darum kommen können. Und gesetzt, daß sie euch auch noch so viel hinterließen: wie lange würde es dauern, wenn ihr nicht gelernt hättet, es zu rathe zu halten? Das einzige sichere Mittel, ihr Kinder, sich vor Armuth zu verwahren, ist, daß man sich seinen Unterhalt selbst zu erwerben, und das Erworbene sparsam zu gebrauchen lernt. Sparsamkeit, meine Lieben, ist eine nöthige Tugend: denn wer das Sei- nige nicht zu rathe hält, und wäre er auch noch so reich, wird am Ende arm; und durch seine eigene Schuld arm geworden zu seyn, das ist ein großes Unglück.

Einer, der ohne sein Verschulden in Dürftigkeit gerathen ist, findet immer mitleidige Freunde, die sich seiner annehmen. Einer, der von armen Aeltern geböhren ist, weiß sich in seine Umstände zu schicken, weil er von Jugend auf daran gewohnt wurde, und weil er gelernt hat, für andere zu arbeiten. Aber wenn man etwas gehabt hat, oder haben konnte, und
dann

dann durch Verschwendung oder Nachlässigkeit arm wird: so ist man wirklich schlimm daran. Kein Mensch giebt dem gerne, der nicht zu betteln brauchte, wenn er gewollt hätte. Keiner nimmt einen solchen Menschen auch gern in seine Dienste, und wenn er auch noch so geschickt wäre: denn man denkt immer, wer in seinen eigenen Sachen nachlässig oder verschwenderisch gewesen ist, der wird es gewiß auch in fremden Sachen seyn.

Wenn einer, der arm geboren, oder durch Unglücksfälle dürstig geworden ist, nur sonst ein kluger und guter Mensch ist: so wird er in manchem Fall höher geachtet, als der Reiche, der nicht so klug und nicht so gut ist. Man trauet ihm eher etwas an, man fragt ihn um Rath, und sucht seine Freundschaft, weil man, so arm er auch ist, doch durch seine Ehrlichkeit und durch seine Vernunft von ihm Nutzen ziehen kann. Aber der Dürstige, der sich selbst arm gemacht hat, da er wohl stehen konnte, der ist überall verachtet und verhaßt; weil er selbst Schuld daran ist, daß er nun mit seinem Vermögen andern Menschen nicht mehr nutzen kann. Man traut ihm nichts an; weil man aus der Erfahrung weiß, wie schlecht er mit dem Seinigen gewirthschaftet hat. Man erwartet keinen guten Rath von ihm, weil er sich selbst so übel gerathen hat. Und da man ihn also zu nichts weiter brauchen kann, als wozu man ein Pferd oder einen Ochsen, der gesunde Glieder hat, auch gebraucht: so hält man ihn auch nicht viel besser. Seht, Kinder, so viel kömmt darauf an, daß ihr das, was ihr habt, zu rathe haltet.

Ich

Ich will euch bey dieser Gelegenheit die Historie von einem sparsamen Knaben erzählen, der großes Glück machte, ohngeachtet er von Haus aus keinen Heller gehabt hatte. Zu London (ihr wißt doch, wo diese Stadt liegt?) hatte ein reicher Kaufmann ein blutarmes Kind, das keine Aeltern hatte, zu sich in sein Haus genommen. Weil der arme Junge, der Richard Whittington hieß, noch so klein war, so konnte er anfänglich zu nichts gebraucht werden. Man ließ ihn daher nur so im Hause herumlaufen. Und da machte er sich selbst ein Geschäft daraus, versohrnte Stecknadeln und hingeworfenen Bindfaden aufzusuchen und sorgfältig zu verwahren. Wenn er dann ein Duzend Stecknadeln, und eine Rolle Bindfaden gesammelt hatte: so brachte er beydes seinem Herrn in die Schreibstube. Das gefiel dem Kaufmann wohl: denn er sah daraus, daß der Junge hausälterisch und tren werden würde. Von der Zeit an gab er sich mehr mit ihm ab, und gewann ihn lieb. Da nun eines Tages der Hausknecht junge Katzen erfaufen wollte: bath der Knabe seinen Herrn, daß er ihm erlaubte, eine davon aufziehen zu dürfen, um sie nachher zu verkaufen. Es wurde ihm verwilliget; und nun fütterte er das junge Käzgen, bis es groß geworden war. Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein großes Schiff mit Kaufmannswaaren nach einem fremden Lande senden, um diese Waaren allda zu verkaufen. Da er eben sehen wollte, ob alles ordentlich eingepackt sey, begegnete ihm der Knabe, der seine Katze auf dem Arm trag. Richard, sagte er zu ihm, hast du nicht auch etwas mit zu schicken, was du verhandeln könntest? Ach, lieber Herr, antwortete

wortete der Knabe, Sie wissen ja wohl, daß ich arm bin, und nichts, als diese Kaze, habe. Nun, so schicke deine Kaze mit, sagte der Kaufmann; und der Junge lief mit ihm hin zum Schiffe, und setzte seine Kaze darauf. Das Schiff segelte ab. Nach einigen Monaten kam es bey einem bisher noch nicht bekannten Lande an. Man stieg aus, und hörte, daß es von einem Könige beherrscht würde. Da dieser erfuhr, daß Fremde angekommen wären, ließ er einige davon zu sich fodern, und mit sich essen. Aber ohngeachtet Essen genug da war: so konnte man doch fast keinen Bissen genießen. Denn das ganze Zimmer wimmelte von Mäusen und Ratten, welche so dreist waren, daß sie Schaarenweise auf dem Tische herumsprangen, sich der Speisen bemächtigten, und sogar den Gästen die Bissen aus der Hand holten. Man hatte kein Mittel ausfindig zu machen gewußt, sich davon zu befreyen, ohngeachtet der König demjenigen, der ein solches Mittel finden würde, ganze Tonnen Goldes zur Belohnung versprach. Da die Fremden dieses hörten, sagten sie dem Könige, daß sie ein Thier mitgebracht hätten, welches alle diese Mäuse und Ratten tödten würde; und holten darauf ihre Kaze her. Da hätten ihr sehen sollen, was für eine erstaunende Niederlage diese unter den Mäusen anrichtete! In einer halben Stunde war im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu sehen oder zu hören. Der König war darüber so froh, als wenn ihm einer ein ganzes Königreich geschenkt hätte; und weil er unermessliche Reichthümer hatte, so gab er für die Kaze einige Tonnen Goldes hin. Das Schiff eilte nun zurück. Wäre der Kaufmann, dem es gehörte,
ein

ein Betrüger gewesen: so würde er das Gold für sich behalten, und dem armen Richard nichts davon gesagt haben. Aber er war ein grund ehrlicher Mann. Kaum hatte er gehört, wie viel Gold die Katze eingebracht habe: so ließ er den Knaben vor sich kommen, erzählte ihm sein Glück, und versicherte, daß alles ihm allein gehören sollte. Er ließ ihn darauf die Handlung lernen; und da der junge Mensch fortfuhr, treu, fleißig und sparsam zu seyn, so gab er ihm, da er erwachsen war, seine einzige Tochter zur Ehe, und setzte ihn zum Erben aller seiner Güter ein. Seht, Kinder, so machte Richard Whittington sein Glück durch frühzeitige Sparsamkeit! Denn ohngeachtet der Zufall das mehreste dabey that: so war doch die Sparsamkeit des Knaben die erste Ursache von allem, was nachher erfolgte. Denn wäre er nicht haushälterisch gewesen, so würde er die Katze nicht zum Verkauf aufgefüttert haben; und hätte er sich durch seine Sparsamkeit nicht die Liebe seines Herrn erworben, so würde dieser ihm vielleicht nicht erlaubt haben, das kleine Käzgen für sich zu haben. Und dann würde der glückliche Zufall auch nicht erfolgt seyn.

Aber wie muß man es denn machen, wenn man sparsam seyn will? fragte Häschen, der jüngste Sohn des alten Ehrenreichs.

Da will ich dir sagen, mein Kind, antwortete sein Vater; sieh, Häschen, die Sparsamkeit besteht darinn, daß man alle seine Sachen gehdrig in Acht nimmt; daß man sie zwar braucht, wozu sie bestimmt sind, aber sich hütet, sie zu verderben, oder zu verlihren, oder gegen Maschwerk zu vertauschen.

Weint

Wenn ihr, zum Exempel, eure Kleider zwar anzieht, aber, so viel möglich, zu schonen sucht; wenn ihr in euren Büchern zwar fleißig leset, aber sie nicht beschmutzet oder zerreisset; wenn ihr alles, was ihr gebraucht habt, wieder an seine rechte Stelle leget, damit es nicht verlohren gehe: so seyd ihr sparsame Kinder. Ich sage: brauchen könnt ihr alles, was euch gegeben ist, wenn ihr es nur dazu braucht, wozu man es euch gegeben hat. Denn denket nicht, daß die Sparsamkeit darinn bestehe, daß man alles, was man hat, aufhebt und verschließt, ohne für sich und andere Menschen Gebrauch davon zu machen. Nein, lieben Kinder, das ist der Geiz, und der Geiz macht euch nicht allein immer unglücklich, sondern er kann euch auch leicht in Gefahr setzen, arm zu werden.

„Nun, das verstehe ich doch in der That selbst nicht recht, fiel hier der Nachbar Gutwill ein. Wie kann der Geiz einen in Gefahr setzen, arm zu werden?“

Wie er das kann? Nun, ich muß mich wohl erklären. Erinnert ihr euch noch wohl an den ehemaligen Wechsler, der da unten auf der breiten Straße wohnte? Doch, was wolltet ihr euch nicht daran erinnern, da er erst seit fünf Jahren todt ist. Nun, war der in seinem Alter nicht so geizig, als man seyn kann? War er vorher, ehe er so geizig wurde, durch die Erbschaft von seiner Großmutter nicht einer der reichsten Männer in der Stadt geworden? Und wurde er dem ohngeachtet zuletzt nicht, als ein Bettler, begraben? Woher kam denn das?

„Ich wüßte eben nicht, daß sonderbare Unglücksfälle Schuld daran gewesen wären.“

Ich

Ich auch nicht; wohl aber weiß ich, daß sein Geiz ihn arm gemacht habe. Um mit seinem geerbten Vermögen recht viel Geld auf einmal zu gewinnen, ließ er sich zu gleicher Zeit in mannigfaltige große Handlungsgeschäfte ein. Dazu hätte er drey oder vier Kaufmannsbedienten halten müssen, aber sein Geiz trieb ihn an, alles allein verrichten zu wollen; und weil er gleichwohl nicht mehr, als für einen Menschen, arbeiten konnte: so mußte er manches unordentlich machen, oder vernachlässigen, wovon er Schaden litte. Seinem Gesinde gab er so wenig Lohn und so schlechte Kost, daß sie, um ihr Leben zu erhalten, ihn bestehlen mußten. Selbst seinem Viehe entzog er die nöthige Nahrung. Dahero starb ihm eine Kuh nach der andern, ein Pferd nach dem andern ab. Dann wollte er sich die Haare aus dem Kopfe reißen, und prügelte, ohne Ursache, Knecht und Magd, wofür ihm von der Obrigkeit eine Geldstrafe aufgelegt wurde. Sein Haus wurde haufällig. Mit wenigen Kosten hätte er es wieder herstellen können: allein, auch diese reueten ihn, und am Ende fiel es gar zusammen. Kam ein Armer, und wollte eine Gabe von ihm haben: so wies er ihn ab; kam ein Nachbar, und wollte irgend ein Hausgeräth von ihm leihen: so glaubte er immer, daß es abgenützt würde, und schlug es ihm ab, wenn es dem andern auch noch so nöthig war. Deswegen war ihm auch kein Mensch gut; kein Mensch wollte ihm wieder dienen, und wenn er irgend etwas von einem andern nöthig hatte, so mußte er es allemal dreysach bezahlen. Zuletzt wollte er alles selbst machen, sogar seine Kleider, um keinen Schneiderlohn bezahlen zu dürfen: darüber

Campe Sittend. C verz

versäumte er noch mehr seine wichtigern Geschäfte, und litte immer größern Schaden. Er selbst hatte sich nie satt gegessen; darüber wurde er nach einiger Zeit krank und elend. Er hätte vielleicht wieder gesund werden können; aber der Arzt und die Arznei waren ihm zu theuer. Da er, nach einer langen Krankheit, bey der seine Umstände immer schlechter wurden, endlich starb, hinterließ er nichts, als einen schwächlichen Sohn, ein eingefallenes Haus, einige zerlumppte Kleider, und den Namen eines niederträchtigen Geizhalseß. Nun, hatte ich nicht recht, zu sagen, daß der Geiz ihn arm gemacht habe?

Hütet euch also, ihr Kinder, vor diesem Laster; gebt nicht mehr aus, als nöthig ist, aber auch gewiß nicht weniger. Verkürzet niemals den Arbeitsleuten ihren wohlverdienten Lohn, und wenn ihr einmal selbst Bediente halten könnt, so gebet ihnen so viel sie brauchen, um gesund zu bleiben, und nach ihrem Stande glücklich zu leben, damit sie nicht gezwungen werden, euch zu bestehlen. Wendet auf euren eigenen Leib, so viel als nöthig ist, um ihn gesund und stark zu erhalten. Geizt auch nicht an einem mäßigen Vergnügen für euch und eure Leute, noch an den Armen, wenn ihr im Stande seyd, ihnen Gutes zu thun. Aber alles, was überflüssig ist, ist euch schädlich. Mehr Kleider und Hausgeräth, als ihr zu eurer Nothdurft, und der eingeführten Wohlstandigkeit gemäß, braucht; mehr Gesinde, als ihr nöthig habt, mehr Speisen, als der Mensch bedarf, um satt und vergnügt zu werden; mehr Vergnügen, als erfordert werden, um sich zu neuen Arbeiten wieder geschickt zu machen:

machen: daß alles verzehrt nach und nach euer Vermögen, und muß über kurz oder lang euch nothwendig unglücklich machen.

Jetzt, ihr Lieben, da alles um uns ruht, müssen auch wir unsern Körper durch sanften Schlaf erquicken, um zu unsern morgenden Geschäften neue Kräfte zu sammeln. Morgen, wenn der Abendstern wieder am Himmel erscheint, will ich fortfahren, euch zu lehren, was ihr noch mehr zu thun habt, um gut und glücklich zu werden.

Da wünschten sie sich einander eine gute Nacht, und giengen froh zu Bette.

Zweytes Abendgespräch.

Von den Pflichten gegen andere.

Die Sonne hatte am folgenden Tage noch nicht ganz ihren Lauf vollendet, als Gutwill mit seinen Kindern sich schon wieder unter der Linde einfand. Nicht lange hernach erschien auch, von seinen eigenen Kindern begleitet, der alte Ehrenreich mit derjenigen heitern Miene, welche ihm eigen war, und welche man nicht ansehen konnte, ohne selbst vergnügt zu werden.

Meine lieben Kinder, sagte er, indem er sich niedersetzte, und einẽ nach dem andern umarmte, was ich euch gestern gesagt habe, würde bey nahe hinreichend seyn, euch glücklich zu machen, wenn ihr für euch allein leben könntet. Aber die Welt ist für euch allein nicht gemacht. So gut, als ihr leben und glücklich seyn wollt, so gut wollen es andere auch.

Diese andere Menschen aber, mit denen ihr leben müßt, sind nicht immer gute und kluge Menschen, und wenn sie auch noch so gut und so klug sind, so sind sie doch immer Menschen. Ihr müßt also lernen, wie ihr es zu machen habt, daß ihr unter ihnen sicher und glücklich lebt, und daß sie selbst begierig werden, euch glücklich zu machen.

Für die Sicherheit ist nun wohl so ziemlich gesorgt. Es war einmal eine Zeit, Kinder, da man von keinem Könige und von keiner Obrigkeit etwas wußte. Jeder lebte, wie er wollte; jeder suchte sich allein so glücklich zu machen, als er es konnte. Keiner bekümmerte sich um den andern; keiner hatte dem andern etwas zu befehlen; jeder that, was ihm gefiel, und hatte sich vor keiner Strafe zu fürchten. Das war doch wohl ein glücklicher Zustand, nicht wahr? — Nun, wir wollen hören, wie es weiter gieng. Jeder also, wie ich sagte, dachte nur an sich, und keiner ließ sich einfallen, einem andern zu helfen. Ziel einem von ohngefähr sein Pferd in einen Graben, oder blieb einem der Wagen stecken, oder wurde einer krank unter Wegeß: so giengen die andern Leute alle vorbei, und thaten, als wenn ihnen das gar nichts angieng. Wenn nun derjenige, dem dieses begegnet war, sahe, daß einer von denjenigen, die ihn im Stiche gelassen hatten, auch in Noth gerieth, so wollte er ihm wieder nicht helfen, weil er ihm nicht geholfen hatte. Und so ließ immer der eine den andern in der Noth stecken. Nun sind aber tausend Dinge in der Welt, die ein Mensch nicht allein machen kann. Ihr könnt euch z. E. nicht allein eure Häuser bauen, eure Kleider machen, eure Speisen bereiten,
euch

euch schützen, wenn ein Stärkerer euch etwas zu leiden will. Da nun zu der Zeit jeder bloß für sich sorgte: so war überall große Noth. Dabey gab es nun noch überdem böse Menschen, die andern das Ihrige nahmen, wenn sie stärker waren. Drey oder vier fielen über einen her, jagten ihn aus dem Hause, raubten seine Güter, und lebten von dem, was er mit seinem Schweiß erworben hatte. Indessen mußte er selbst betteln, weil er allein so vielen nicht widerstehen konnte. So lebten die armen Menschen in der ersten Zeit. Immer in Furcht, und nie sicher, daß nicht in dem nächsten Augenblick einer kommen, und sie aus dem Ihrigen vertreiben würde. Endlich traten einige kluge und gute Menschen zusammen, und machten miteinander aus, daß sie sich untereinander beystehen wollten. Da aber jeder, bald so, bald anders dachte, so konnten sie nicht viel ausrichten. Sie halfen zwar einander, aber ohne Ordnung, ohne Vernunft. Der kam bald, der spät; der griff an, der nicht. Die bösen Menschen hatten meist die Oberhand, und waren schon im Besitz ihres Raubes, ehe noch die andern zusammen gekommen waren, die es ihnen verwehren wollten.

Da fielen die guten Menschen, welche sich verbunden hatten, einander beyzustehen, endlich auf den Gedanken, daß sie einen unter sich erwählen, und ihm alle gehorchen wollten, wenn er zum Besten ihrer Gesellschaft etwas befehlen würde. Sie machten aus, daß jeder diesem Einen etwas zu seinem Unterhalte geben wollte, damit er für die allgemeine Ruhe und Sicherheit, und für ihr Glück sorgen möchte. Daher sind die Könige entstanden.

Der König gab nun fleißig Acht, wenn ein böser Mensch den guten etwas wegnehmen, oder zu leiden wollte. Sobald er etwas merkte, gab er ein Zeichen, und auf dieses Zeichen kamen alle herbey, und widerstanden dem Feinde. Kam einer oder der andere nicht, wenn er doch hätte kommen können: so stießen ihn die andern aus der Gesellschaft. Denn sie sagten: hätte der Feind dich angegriffen, so hätten wir alle kommen müssen, weil wir es versprochen hatten, und weil wir glaubten, daß du auch uns zu Hülfe kommen würdest. Willst du nun nicht kommen, und uns helfen: so wollen wir dir auch nicht mehr beystehen.

Das dauerte einige Zeit. Allein, viele von den guten Menschen, die sich auf diese Art unter einem König verbunden hatten, blieben selbst nicht lange gut, und einige derselben wollten auch lieber von Raub, als von ihrer eigenen Arbeit leben. Fieng einer von diesen an, seinem Nachbar nach dem Seinigen zu streben: so stund wieder alles auf, und suchte den Beleidigten zu vertheidigen. Allein, der andere hatte oft auch seine Freunde, und dann war in der Gesellschaft wieder nichts, als Unruhe und Unsicherheit. Oft geschah es auch, daß man auf einen bloßen Verdacht einander anfiel. Die guten Menschen überlegten dieses endlich, und nun wurden sie eins, daß niemand, als der König richten sollte, ob einer wirklich dem andern Unrecht thue, und nach dem Seinigen trachte, oder nicht? und wenn der König sagen würde, er habe Unrecht: so sollte nicht allein dem, den der König so verurtheilen würde, niemand beystehen, sondern

dem es sollte vielmehr die ganze Gesellschaft diesem Einen Widerstand thun, und dem Beleidigten Recht verschaffen.

Ihr könnt leicht denken, daß der König dieses nicht lange allein besorgen konnte. So viele Streitigkeiten, die nach und nach entstanden, hätte er allein nicht schlichten können. Er suchte daher einige der Beständigsten unter den Uebrigen aus, die diese Streitigkeiten untersuchen, und in seinem Namen urtheilen sollten. Seht, Kinder, so entstanden Obrigkeiten und Gerichte.

Aber auch unter diesen waren oft dumme oder partheyische Leute, welche dem einen mehr, als dem andern, gewogen waren, und daher bald so, bald anders urtheilten. Heute hatte der Recht, morgen ein anderer Unrecht, obgleich beyde einerley gethan hatten. Da der König dieses merkte: so schrieb er einem jeden vor, wie er in allen Fällen urtheilen sollte; und daraus entstanden die Gesetze.

Durch diese Gesetze ward nun auch bestimmt, was ein jeder thun und lassen sollte. Eine sehr nützliche Einrichtung! Denn auch die besten Menschen können nicht alles sehen, was ihnen und der ganzen Gesellschaft gut ist. Hätte ein jeder das Recht, darüber zu urtheilen; so denket selbst, was daraus werden würde? Der würde sagen: ja, es ist gut: der, nein; der, es muß so seyn; der, nein, so muß es seyn; und am Ende würde immer nichts zu Stande kommen. Denn, viel Köpfe, viel Sinne. Geht es euch nicht oft so bey euren Spielen? Der eine sagt, wir wollen

das spielen, der andere jenes. Und wenn ihr lange genug darüber gestritten habt, so ist endlich die Zeit zum Spielen vorbei, oder ihr habt euch getrennt, und jeder spielt nun für sich, welches lange nicht so angenehm ist, als wenn ihr zusammen spielt. So würde es auch in der Gesellschaft der Menschen gehen, wenn jeder nur so viel thun wollte, als er für gut hält. Es ist deswegen klug und gut, wenn nur einer oder nur wenige sagen, Das ist gut, und wenn es die andern alsdann alle thun.

Nun dauerte die Gesellschaft wieder einige Zeit fort. Nach und nach aber entstanden in andern Gegenden noch mehr Gesellschaften, die oft dumm, und nicht gut waren. Diese dummen Gesellschaften glaubten dann manchmal, daß sie sich glücklich machen könnten, wenn sie die andern anfielen, und ihnen das Ihrige nähmen. Dadurch wurden die guten Gesellschaften oft beunruhiget. Sie mußten ihre Arbeit, und alles zurücklassen, um sich zu vertheidigen. Oft wurden sie mitten unter ihren Arbeiten überfallen, und konnten sich also nicht wehren; oft, wenn sie sich auch wehren konnten, wußten sie nicht, wie sie es jedesmal angreifen sollten, denn in dem Lärmen konnten sie den König nicht immer hören und verstehen. Sie kamen also auf den Einfall, ein Theil von ihnen sollte bloß zum Schutz der Gesellschaft leben. Diese sollten wachen, wenn die andern arbeiteten oder schliefen; und wenn kein Feind vorhanden wäre: so sollten sie inzwischen lernen, wie sie sich bey jedem Angriff und jedem Vorfall gegen den Feind verhalten mußten. Daher sind die Soldaten entstanden.

Diese

Diese Leute hatten nun wenig Zeit, die Felder zu bestellen, oder andere Arbeit zu verrichten; und doch waren sie der Gesellschaft nützlich. Es wurde daher beschloffen, daß jeder von den übrigen etwas von seinem Verdienst und von seinem Vermögen dazu hergeben sollte, um diese zu erhalten. Dadurch verlohren jene zwar etwas, aber sie gewannen dafür auch dieß, daß sie nun sicher und ruhig leben konnten, und nicht alle Augenblick in Gefahr waren, an ihrer Arbeit gehindert zu werden. Nun, Kinder, wisset ihr, woher die Könige oder Fürsten, die Gerichte, die Gesetze, die Soldaten und die Abgaben entstanden sind: lernt nun auch, wie ihr es machen müßt, daß euch alle diese Dinge nützlich werden.

Wenn unser König oder unser Fürst uns etwas Befiehlt: so geschieht es fast immer zum Vortheil aller seiner Unterthanen. Wenn er Abgaben von uns verlangt, so werden sie zu unser aller Besten angewandt. Denn er muß Soldaten erhalten, die uns vertheidigen; er muß Gerichte unterhalten, welche uns gegen das Unrecht böser Menschen schützen; er muß verständige Männer besolden, welche allerley Mittel erfinden, wodurch seine Unterthanen immer glücklicher gemacht werden können; er muß weise Lehrer unterhalten, welche uns sagen, was wir zu thun und zu lassen haben, damit es uns wohl gehe. Zu dem allen braucht er Geld; und da dieses zu unserm Besten verwandt wird, so ist es billig, daß er es auch von uns nehme. Wir müssen ihm also geben, was er uns abfordern läßt.

Aber wir müssen auch ihm, und allen, die in seinem Namen befehlen, Gehorsam leisten. Denn, da er allein dafür sorgt, daß alle sicher und zufrieden leben können, so kann er auch mit Recht verlangen, daß ein jeder dasjenige thue, was er ihm befehlen läßt, und wovon wir, seine Unterthanen, nicht so gut, als er, urtheilen können, ob es nöthig sey oder nicht? Uns kömmt es daher nicht zu, zu fragen: warum unsere Obrigkeit uns dieses oder jenes befehlen lasse; denn das können wir nicht immer einsehen: unsere Pflicht ist, zu gehorchen. Laßt euch also, wenn ihr einmal groß geworden seyd, nicht von denen verführen, die immer über den König und über die Gesetze klagen. Ihr wisset nur so viel, daß es euch mit glücklich macht, wenn die Gesellschaft, worinn ihr lebet, glücklich ist. Wodurch aber die Gesellschaft glücklich werde, das wisset ihr nicht; das müßt ihr also denen überlassen, die es wissen, und die dazu bestellt sind, es euch anzugeben.

Ueberhaupt, ihr lieben Kinder, ist der Gehorsam gegen diejenigen, welche uns zu befehlen haben, es sey unser König, unser Herr, unser Vater oder unser Lehrer, eine unserer wichtigsten Pflichten. Denn der Ungehorsam macht uns gewiß unglücklich. Ich habe euch Kindern z. E. erlaubt, auf dem Hofe, im Garten, und unter den Linden herum zu spielen, so viel ihr wollt. Aber ich habe euch auch zugleich verboten, bey dem Brunnen zu gehen, der auf dem Hofe ist. Uebertretet ihr nun diesen meinen Befehl: so würdet ihr euer Leben in Gefahr setzen; oder, wenn ihr auch das eine mal glücklich davon kämet, so würde
es

es doch mit allen euren künftigen Vergnügungen auf einmal aus seyn. Denn weil ich euch liebe, und gern verhindern möchte, daß ihr nicht zu Schaden kommt: so dürfte ich euch von dem Augenblicke an, daß ihr ungehorsam gewesen wäret, nicht mehr erlauben, auf den Hof, und von da in den Garten oder unter die Linden zu gehen, weil ich mich auf euren Gehorsam nicht mehr verlassen könnte, und immer besorgen müßte, daß ihr wieder bey dem Brunnen gienget. Anstatt also, daß ihr jetzt, so oft eure Schulstunden aus sind, euch hier unter Gottes freyem Himmel so manches Vergnügen machen könnt, müßtet ihr, so oft ich nicht Zeit hätte, selbst mit euch heraus zu gehen, gefallen lassen, in einer engen Stube zu sitzen, und lange Weile zu haben. Und würdet ihr dabey wohl vergnügt seyn können?

Hütet euch also vor Ungehorsam, es sey worinn es wolle; es sey gegen mich, oder gegen eure Lehrer; gegen eure künftige Herren, oder gegen eure Obrigkeit. Denn alles, was euch von allen diesen befohlen oder verbothen wird, wird euch deswegen verbothen oder befohlen, weil ihr und andere Menschen sonst nicht glücklich werden könntet.

So ist uns z. E. verbothen, jemanden Schmerz zu verursachen, es sey auf welche Weise es wolle, und es ist das Gesetz gegeben worden: wer aus thörichtem Scherz, oder aus strafbarer Unvorsichtigkeit, oder gar aus Zorn und Bosheit einem andern Schmerz verursacht, der wird durch Schmerz gestraft werden. Nach diesem Gesetze wird derjenige, der jemanden schlägt, wieder geschla-

geschlagen; derjenige, der jemanden tödtet, wieder getödtet: und glaubt ihr, Kinder, daß es gut wäre, wenn man dieß Gesetz uns nicht gegeben hätte? Wir wollen einmal sehen.

Weißt du noch, mein lieber Wilhelm, (so hieß der siebenjährige Sohn des alten Ehrenreichs) wie dich neulich der große Bube mißhandeln wollte, da du allein nach der Schule giengest? Wie war doch das; erzähle es uns.

„Ich hatte ihm nichts gethan, lieber Vater; da kam er auf einmal hergelaufen, und wollte mir den Zwieback wegnehmen, den mir die Mutter gegeben hatte; und da sagte ich, er sollte das bleiben lassen, es wäre mein Zwieback, und da wollte er mich schlagen, wenn ich ihm nicht gleich den Zwieback gäbe.“

Konntest du denn dich nicht wehren, mein lieber Sohn?

„Ach nein, Vater; es ist ja schon so ein großer Junge, daß er mich leicht zwingen kann.“

Wie machtest du es denn, daß er dich mit Frieden lassen mußte?

„Da er schon den Stock in die Höhe hob, um mich zu schlagen, sagte ich, er sollte es nur thun, aber ich wollte es dem Conrector sagen, so würde er wieder Schläge bekommen. Da ließ er es seyn, und ich behielt meinen Zwieback.“

Siehst du nun, mein Sohn! fuhr hierauf Ehrenreich fort, wie gut das Gesetz ist, das derjenige, der andern Schmerz verursacht, wieder Schmerz leiden muß. Wäre dieses Gesetz nicht gewesen: so würde
der

der große Junge dir deinen Zwieback genommen, und wohl noch obendrein dich geprügelt haben. Aber so fürchtete er sich vor der Strafe, und ließ es bleiben.

Seht, Kinder, so ist es überall in der Welt. Daß wir sicher auf der Straße gehen, sicher unsere Geschäfte verrichten, und ruhig schlafen dürfen, das haben wir lediglich diesem Gesetze zu verdanken. Wäre es nicht gegeben worden: so würde kein Mensch einen Augenblick seines Lebens sicher seyn. Der Stärkere würde den Schwächern, wo er ihn fände, überfallen, ihm das Seinige rauben, ihn mishandeln, und wohl gar todtschlagen. Besonders würdet ihr armen Kinder recht übel daran seyn, weil ihr euch noch nicht wehren könnt. Man würde euch alles nehmen, was ihr habt, man würde euch beständig nacken, veriret und schlagen; und wenn man wollte, würde man euch tödten, ohne daß ein Hahn darnach krähete. Ihr seht also, wie gut es für euch ist, daß man diese Verordnung gegeben hat, und wie gern ihr sie befolgen müßet, wenn ihr euch nicht selbst unglücklich machen wollt. Danket also demjenigen, der dieß weise Gesetz gegeben hat, und hütet euch, es zu übertreten; und wenns auch nur im Spas wäre. Denn aus Spas kann leicht Ernst werden, und man hat wohl eher gesehen, daß Leute, die damit anfiengen, sich aus Scherz zu schlagen, am Ende Mörder wurden. So gieng es dem jungen Menschen, der hier vor sechs Jahren enthauptet wurde. Er wohnte mit einem andern Jüngling auf einer Stube. Eines Tages, da er müßig war, fieng er vor langer Weile an, sich mit seinem Freunde zu nacken; aus dem

Nacken

Näcken wurden scherzhafte Schläge; und aus diesen eine ernsthafte Schlägeren. Unglücklicher Weise traf er seinen Freund mit einem knotigten Stocke in die Schläfe, daß er todt zu Boden fiel. Er wollte entfliehen: aber die Gerichtsdiener holten ihn ein, und er mußte mit seinem Leben bezahlen. Denn, sagten die Richter, wer Menschenblut vergießt, dessen Blut muß wieder vergossen werden.

Mit dem Diebstahle ist es eben so beschaffen. Wäre das Stehlen nicht verboten: Himmel! wie würde es da wieder in der Welt hergehen! Kein Mensch würde etwas mit Sicherheit besitzen; kein Mensch, der etwas hätte, würde einen Augenblick ruhig seyn können. Es ist daher auch ein weises Gesetz, welches befiehlt, daß derjenige, der einem andern Schaden zufügt, oder ihm etwas entwendet, nicht nur den Schaden oder das Entwendte wieder ersetzen, sondern auch noch überdem eine schimpfliche oder peinliche Strafe leiden muß, damit sich andere Menschen daran spiegeln mögen. Nun können wir so ziemlich unbesorgt seyn, weil unser Eigenthum durch dieses Gesetz gesichert ist. Denn die Strafe, welche auf den Diebstahl folgt, ist so groß, daß keiner, der nicht ein sehr abgehärteter Bösewicht ist, sich leicht gelüsten läßt, jemanden etwas zu entwenden. Denn ein erkannter und überführter Dieb wird von der Obrigkeit mit Gefängniß, oder gar am Leben gestraft, und wenn er nicht überwiesen werden kann, aber doch in dem Verdacht der Dieberey bleibt: so wird er von allen Menschen gehaßt und verachtet. Niemand läßt ihn gern in sein Haus,

niemand

Niemand gern in seinen Garten oder auf sein Feld gehen. Kann man es nicht verwehren, so schließt man alles vor ihm zu; man hat immer die Augen auf ihm, man schickt ihm Leute nach, welche zusehen müssen, daß er nichts mitnehme. Will er etwas von andern leihen; so traut es ihm kein Mensch an, wenn er es auch noch so gewiß wieder zu geben versprache. Befällt ihn ein Unglück, so hat niemand Mitleiden mit ihm; wird er dürstig, so getrauet sich niemand, ihn aufzunehmen, und gemeiniglich wird ein solcher Mensch arm und elend.

Auch in Ansehung dieses Lasters, ihr lieben Kinder, müßt ihr euch vor dem Anfange hüten. Niemand wird gleich auf einmal ein Dieb im Großen. Gemeiniglich fängt man mit kleinen Betrügereyen an. Dann erlaubt man sich allerley Naschereyen, und wenn einem das auch erst zur Gewohnheit geworden ist, so wird man endlich ein wirklicher Dieb: erst im Kleinen, dann im Großen.

Wißt ihr noch die Geschichte von dem Diebe, der eben, da er gehangen werden sollte, seiner Mutter ins Ohr biß? Ich habe sie euch neulich erzählt; wer hat sie behalten?

Ich, ich, rief der kleine Wilhelm, und fieng folgende Erzählung an:

Es war einmal ein Dieb, der sollte gehangen werden. Da er schon unter dem Galgen war, sah er seine Mutter, die erbärmlich weinte. Da sagte er zu dem Scharfrichter: er möchte ihm doch erlauben, erst noch ein Wort mit seiner Mutter zu sprechen;
und

und der Scharfrichter sagte, das könnte er thun. Da gieng er hin zu seiner Mutter, und that als wenn er ihr was ins Ohr sagen wollte, und da biß er ihr auf einmal so gewaltig ins Ohr, daß die alte Frau laut zu schreyen anfieng. Da sagten alle Leute, die zugegen waren, das muß doch wohl ein rechter Böses wicht seyn, daß er so kurz vor seinem Tode noch seiner Mutter ins Ohr beißen kann. Aber der Dieb antwortete: Ihr lieben Leute, wundert euch nicht darüber! Wißet nur, daß diese meine Mutter die Ursache meiner Schande und meines Todes ist. Da ich noch ein Kind war, gewöhnte ich mir das Naschen an, und meine Mutter strafte mich nicht darüber. Da ich in die Schule gieng, stahl ich meinen Schulkameraden die Bücher, und wenn ich nach Hause kam, freuete sie sich darüber, und verkaufte die Bücher. Das machte, daß ich immer mehr Lust zum Stehlen bekam, bis ich endlich ein großer Dieb wurde. Hätte meine Mutter mich gleich anfangs bestraft; so würde es nicht so weit mit mir gekommen seyn. Deswegen biß ich ihr ins Ohr, um — um — wie wars doch weiter, lieber Vater?

„Nun, Wilhelm, sagte sein Vater, um ihr auf eine empfindliche Weise zu erkennen zu geben, daß sie die Ursache seines Todes sey.“ Seht, Kinder, so geht es immer: Mit kleinen Lastern fängt man an, mit großen hört man auf! Hütet euch also vor kleinen Betrügereyen, vor jedem kleinen Diebstahl, und wenn er auch nur eine Stecknadel beträfe: so werdet ihr nie in Versuchung gerathen, größere zu begehen.

Denn

Denn im Grunde ist jede Art von Betrügerey, und wenn sie auch noch so klein wäre, schon ein wirklicher Diebstahl. Und wenn sie auch von der Obrigkeit nicht allemal so strenge bestraft wird: so macht sie doch den Betrüger gewiß eben so unglücklich, als die Dieberey den Dieb. Wenn einer, zum Exempel, etwas kauft, und zahlt nicht das versprochene Geld dafür; oder etwas borget, und giebt es nicht zurück: so will ihm nachher kein Mensch mehr etwas verkaufen, kein Mensch mehr etwas borgen. Und würdet ihr nicht selbst so machen? Wenn ihr einem euren Rock oder euren Hut geliehen hättet, und er gäbe ihn euch nicht wieder, würdet ihr ihm noch einmal etwas leihen? Mehr als einmal läßt man sich nicht betrügen. Ein Mensch, welcher einmal betrogen hat, ist daher eben so schlimm daran, als ein Dieb; er wird eben so sehr gehaßt und gefürchtet; man will eben so wenig mit ihm zu thun haben; und wenn er dann in Noth geräth; so nimmt sich seiner eben so wenig jemand an. Das hat man an dem Buchhalter meines seligen Freundes gesehen, von dem ich euch gestern erzählt habe. Da dieser böse Mensch sich durch seine Betrügereyen Geld genug gesammelt hatte; so wollte er eine eigene Handlung für sich anlegen. Er kaufte daher so viel Waaren ein, als er für sein Geld erhalten konnte. Nun bedünkt aber ein Kaufmann nicht immer baares Geld für seine Waaren, sondern er muß oft den Leuten etwas borgen, und hat daher auch selbst Credit nöthig, wenn er wieder neue Waaren einkaufen will. Diesem betrügerischen Menschen aber wollte keiner etwas verkaufen, wenn er nicht baares Geld zeigte, weil jeder besorgte, von ihm betrogen zu

werden. Da er nun sein eigenes Geld verborgt hatte, und keiner ihm etwas leihen wollte: so mußte er seine Handlung von Tag zu Tage kleiner machen; und weil er zugleich von dem Gelde, welches er täglich lösete, leben mußte: so gieng sein ganzes Vermögen in zwey Jahren gänzlich darauf. Und da war keiner, der sich seiner annahm, weil er von allen gehaßt wurde. Da er sich nun des Bettelns schämte, so wollte er sich durch Stehlen ernähren. Allein, er wurde bald entdeckt, weil jeder auf ihn Acht gab, und der Richter erkannte ihm die Strafe zu, daß er eine schwere Kette an der einen Hand und dem einen Fuße tragen, und so Zeitlebens in der Karre schieben sollte, damit er keinen mehr betrügen oder bestehlen könnte. So, oder auf eine ähnliche Weise, pflegt es den Betrügern am Ende immer zu gehen.

Aber nicht allein bey dem Handel, sondern auch in eurem ganzen Umgange mit allen Menschen, müßt ihr wahrhaft und aufrichtig seyn, sonst werdet ihr euch den Haß der ganzen Welt zuziehen. Die Menschen können die Absichten und Gedanken ihrer Nebenmenschen nicht errathen, sie müssen sich also auf das verlassen, was ihnen gesagt wird. Sagt man uns nun die Wahrheit nicht: so thun wir allerley Dinge, die uns Schaden bringen. Deswegen sind die Menschen von je her den Lügner so feind gewesen. Der erste Schaden, den ein Lügner hat, ist der, daß man ihm niemals wieder glaubt, auch wenn er wirklich die Wahrheit sagt. So gieng es dem kleinen Martin, der sich sehr schlimm dabey befand. Er hatte sich einige male eine böshafte Freude daraus gemacht, die Nachbarn anzuführen, indem er auf der Straße
auf

auf einmal ein klägliches Geschrey erhob, als wenn ihm, ich weiß nicht was für Leid geschähe. Wenn dann die Nachbarn ihm zur Hülfe kamen, so lachte er sie aus, daß sie sich so von ihm hätten anführen lassen. Einstmals, da er wieder auf der Straße spielte, kam auf einmal ein toller Hund auf ihn zugelaufen. Martin, der weder fliehen, noch sich vertheidigen konnte, fieng an, aus Leibeskräften zu schreyen: Hülfe! Hülfe! Die Nachbarn hörten es; aber sie dachten, daß er sie wieder anführen wollte, und kamen ihm nicht zu Hülfe. Da fiel der tolle Hund über ihn her, und biß ihn todt. Das hatte er also von seinen Lügen.

Hierzu kommt noch dieß, daß ein Lügner gemeinlich sein ganzes Leben hindurch ein schlechter Mensch bleibt, und fast niemals gebessert werden kann. Ein Kind mag noch so viel andere Untugenden angenommen haben: es sey nur aufrichtig, so hats keine Noth; durch verständiger Leute Rath kann ihm noch geholfen werden, wenns nur immer offenherzig gesteht, was es begangen hat. Sucht es sich aber zu verstellen; sucht es seine Fehler, statt sie zu gestehen, geheim zu halten und zu beschönigen: so ist Hopfen und Malz an ihm verlohren. Denn es ist mit unsern Untugenden, ihr lieben Kinder, wie mit unsern Krankheiten. Wenn ein Kranker seinen Arzt belügt, ihm nicht alles, was ihm fehlt, offenherzig bekennet: so kann dieser ihm nicht die rechte Arznei verschreiben, und dann muß es immer schlechter mit ihm werden. So, wenn ein Kind seinen Fehler zu verbergen sucht, so können verständige Leute ihm nicht rathen, was es

thun müsse, um sich diese Fehler wieder abzugewöhnen. Dann muß ein solches Kind nothwendig immer lasterhafter werden, bis es endlich ein vollkommener Bösewicht wird. Aufrichtigkeit ist daher die größte und nothwendigste Tugend eines Kindes, so wie das Lügen unter allen das gefährlichste Laster ist, worinn es verfallen kann.

Ihr habt recht, lieber Nachbar, sagte hierauf Gutwill, das Lügen ist ein abscheuliches Laster. Aber sollte es nicht zuweilen Fälle geben, wo man aus gutem Herzen die Wahrheit verschweigen muß! Seht, ich muß es euch nur gestehen, ich habe erst gestern eine Unwahrheit gesagt, über die ich mir aber auch heute noch kein Gewissen machen kann, weil ich noch immer glaube, daß ich dazu verbunden war. Ich gieng gestern Abend ein wenig ins Feld, nach dem Anthofe hin. Unterwegs traf ich einen armen reisenden Alten an, der schon vier Meilen gegangen war, und noch nach dem nächsten Flecken wollte, wo sein einziger Sohn, wie man ihm gesagt hatte, sehr schwerlich krank darnieder lag. Seine matten Glieder zitterten, und er mußte sich oft niedersetzen, weil er vor Entkräftung ohnmächtig wurde. Dennoch wollte er nicht eher ruhen noch rasten, bis er seinen armen Sohn gesehen hätte. Indem wir so giengen, kam ein Fußsteig, der quer über den Acker lief. Sollte ich wohl da gehen dürfen, fragte mich der ehrliche Alte? Das würde mir meinen Weg um eine gute Viertelstunde verkürzen. Warum nicht? antwortete ich ihm; der Weg ist ja genug betreten; ihr könnt weiter keinen Schaden darauf thun. Es ist ja auch überdem hier kein Warnungszeichen aufgesteckt. Der
Alte

Alte glaubte mir, und schlug, auf seinen Stab ge-
 bückt, den Fußsteig ein; ich aber verfolgte den Weg.
 Nach einer guten Weile, da ich auf eine Anhöhe ge-
 kommen war, sahe ich mich nach ihm um, und guter
 Gott! welch Schauspiel zeigte sich da meinen Augen!
 Ich sahe, daß er von einem unmenschlichen Kerl, der
 ihn mit Gewalt fortschleppen wollte, erbärmlich ge-
 schlagen wurde. Mein Blut kochte; ich eilte, was
 ich konnte, ihm zu Hülfe zu kommen. Aber ehe ich
 die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, sahe ich,
 daß der Unmensch von dem Alten abließ, und nach
 dem Borwerke lief, um, wie ich nachher erfuhr, Leute
 herbey zu rufen, welche den armen Greis ins Hundes-
 Loch schleppen sollten. Dieser rettete sich indes durch
 die Flucht in den nahegelegenen Wald. Indem ich
 ihm nachlief, kam der Unmensch mit seinen Helfers-
 helfern zurück, und fragte mich, wo der Alte hinged-
 gangen sey? Dort hin, rief ich, und zeigte nach der
 entgegengesetzten Seite des Waldes, wo ich wohl
 wußte, daß sie ihn nicht finden würden. Ich selbst
 aber eilte ihm nach; fand ihn äußerst bekümmert und
 kraftlos, both ihm meinen Arm zur Unterstützung an,
 und begleitete ihn so bis an den Ort, wo er hin wollte.
 Nun sagt mir, Nachbar, habe ich Unrecht daran ge-
 than, daß ich den Kerln nicht die Wahrheit sagte?

Behüte Gott! erwiederte Ehrenreich; wie hättet
 ihr Unrecht daran thun können, da ihr bloß verhüte-
 tet, daß dem armen Greise nicht noch größeres Unrecht
 geschähe. In solchen Fällen ist es nicht bloß erlaubt,
 sondern auch Pflicht, die Wahrheit zu verschweigen.
 Lügen heißt, zu anderer Leute Schaden, oder wider

keine Pflicht eine Unwahrheit reden. Wenn uns also keine Pflicht antreibt, die Wahrheit zu gestehen, das heißt, wenn niemand, der ein Recht dazu hat, uns dazu auffodert, und wenn wir überdem sehen, daß die Wahrheit einem andern schaden, und niemanden nützen würde: so sind wir verbunden, sie zu verschweigen, und dann verdient dieß Verschweigen nicht, eine Lüge genannt zu werden.

Ein solches Recht aber, ein Geständniß der Wahrheit von uns zu fordern, haben unsere Aeltern, unsere Lehrer, und unsere Obrigkeiten. Sobald daher diese etwas von uns zu wissen verlangen, so sind wir allemal verpflichtet, die reine Wahrheit zu sagen. Denn diese fragen bloß deswegen darnach, um dafür sorgen zu können, daß kein Unrecht geschehe. Sagt man also diesen seinen Obern und Vorgesetzten eine Unwahrheit: so wird man mit Recht dafür bestraft und gehaft, welches auch niemals auszubleiben pflegt.

Wenn es nun lauter vernünftige Menschen gäbe, so wären die unausbleiblichen bösen Folgen der Lügen, die ich euch jetzt beschrieben habe, hinreichend, einen jeden davon abzuschrecken. Aber, so wie es viele Leute giebt, die dumm genug sind, sich voll zu trinken, ob sie gleich wissen, daß sie dadurch krank und elend werden: so hat es auch oft Leute gegeben, die die Unwahrheit sprachen, ob sie gleich wußten, daß sie alle Treue und Glauben verlihren, und wenn es herauskäme, überall würden gehaft und verfolgt werden. Diese Leute waren desto eher geneigt zum Lügen, weil sie so schwer zu überführen waren. Denn wer kann immer erforschen, was der andere denkt?

Indessen war doch allen daran gelegen, daß man ein Mittel fände, wodurch man diese Leute bewegen möchte, die Wahrheit zu sagen. Das beste Mittel schien der Eid. Gebt Acht, Kinder, ich will euch dieß Wort erklären.

Ihr müßt wissen, daß die Menschen von je her geglaubt, und gewiß gewußt haben, daß Gott alles, sogar die Gedanken der Menschen weiß; daß er alles thun kann, was ihm gefällt, und daß er alles Böse verabscheuet und strafet. Auch wir, eure Väter, und alle andere vernünftige Menschen, sind von dieser Wahrheit überzeugt. Wenn nun jemand etwas als wahr, angiebt, und man sonst nicht erfahren kann, ob es sich wirklich so verhalte; so sagen die Richter zu ihm: „Siehe, wir wissen nicht, ob du Wahrheit sagest oder Lügen. Wüßten wir es, so würden wir dich wohl strafen, wenn du lügest; an unserer Statt aber wird es Gott thun: denn Gott liebet die Wahrheit, und hasset und bestrafet die Lügen.“ Dieses sagen sie, und um gewisser zu seyn, daß der, welcher etwas für wahr angiebt, auch so denke, lassen sie ihn eben das auch sagen, und das nennt man einen Eid. So oft also einer einen Eid schwört; so bekennet er öffentlich, er glaube, daß Gott alles wisse, was er denke, und daß Gott ihn strafen werde, wenn er die Unwahrheit sage. Wenn nun jemand einen falschen Eid schwört, das heißt, wenn er Gott zum Zeugen einer Unwahrheit anruft: so giebt er dadurch zu erkennen, daß nichts auf der Welt ist, das er noch achtet, wenn er seinen Vortheil sieht, und daß er durch nichts, weder durch Menschen, noch selbst durch Gott, kann abgehalten werden, allen Menschen zu

schaden, wo er Gelegenheit dazu findet. Einen solchen Menschen, Kinder, sieht man an, wie den Wolf, der nur vom Raube leben kann. Man hält sich eher nicht sicher vor ihm, bis er von der Erde ausgerottet ist, und überläßt ihn dann dem Gott, dessen Strafe er gering geachtet. —

Einen Eid zu schwören, ist daher eine Sache von der äußersten Wichtigkeit, wozu wir nie anders, als mit der größten Ueberlegung, und nur dann schreiten müssen, wenn es uns zur Pflicht gemacht wird. Wer leichtsinnig, und ohne dazu verpflichtet zu seyn, schwört, der giebt dadurch zu erkennen, daß er ein Mensch sey, dem man nicht auf sein bloßes Wort glauben dürfe; und einem solchen Menschen glaubt man gemeiniglich auch dann nicht, wenn er eine Bezeugung hinzufügt. Denn man denkt, wer sich kein Gewissen daraus macht, zu lügen, wenn er nicht dabey geschworen hat, der wird sich auch kein Gewissen daraus machen, seine Lügen mit Eidschwüren zu bekräftigen. Und das findet man auch wirklich in der Erfahrung bestätigt. Wollt ihr also für glaubwürdige Menschen gehalten werden: so macht es euch zum Gesetz, niemals etwas zu behaupten, niemals zu schwören, es müßte dann seyn, daß euch die Obrigkeit dazu auffoderte. Aber hütet euch auch, jemals eine Lüge zu sagen: denn gewiß, Gott unterscheidet, auch ohne Eid, Wahrheit und Lügen, und strafet diese ganz gewiß. Auch geschieht es selten, daß Unwahrheiten verborgen bleiben. Kommen sie nun an den Tag: so glaubt euch kein Mensch mehr; Kommen sie aber auch nicht heraus, so habt ihr wenigstens beständig die Furcht und die Angst, daß ihr

ver-

verrathen werden könnten, und diese ist schon eine Qual, die weit größer ist, als aller Vortheil, den ihr durch Lügen erwerben könnt.

Ihr habt nun gesehen, wie viel euch daran gelegen sey, daß ihr mit Wissen und Willen euren Nebenmenschen keinen Schaden zufügt; und wie sorgfältig auch durch die Gesetze vorgebauet ist, daß kein Mensch dem andern freywillig Schaden dürfe. Aber oft geschieht es auch, daß einer, ohne seinen Willen, dem andern Schaden thut. So ist nämlich in dem nächst Dorfe einem ein Ochse ausgerissen, und hat einem andern ein Stück junge Saat abgefressen. Der, der den Schaden litte, wollte ihn von dem Herrn des Ochsen ersetzt haben, weil seine Nachlässigkeit Schuld daran gewesen war, daß der Ochse sich losgemacht hatte. Dieser aber wollte sich zu keiner Schadloshaltung bequemen. Was geschah? Ein paar Tage hernach ließ der, welcher den Schaden gelitten hatte, wiederum sein Vieh auf die Saat des ungerechten Mannes treiben, dem dadurch noch einmal so viel Schaden zuwuchs, als er hätte zu ersetzen gehabt. Man hat freylich kein Recht, sich auf solche Art an seinem Nebenmenschen zu rächen. Aber dieses Unglück hätte er vermeiden können, wenn er den Schaden ersetzt hätte. Ihr seht hieraus, daß es wiederum sehr weislich von den Gesetzgebern gehandelt ist, indem sie verordnet haben, daß derjenige, durch dessen wirkliche Schuld, oder bloße Vernachlässigung und Unachtsamkeit, ein anderer Schaden leidet, diesen Schaden ersetzen soll. Und so verhält es sich auch mit allen andern Gesetzen, welche

uns vorgeschrieben sind. Alle zielen auf unser eigenes und unserer Nebenmenschen Bestes ab. Wir wären also verbunden, dasjenige, was sie uns vorschreiben, zu erfüllen, auch wenn kein Mensch uns dazu zwänge, weil unser eigener Vortheil darauf beruhet. Wie vielmehr müssen wir sie zu beobachten suchen, da die Uebertretung derselben noch außerdem von der Obrigkeit bestraft wird?

Wohl uns, meine lieben Kinder, daß wir unter Gesetzen und Obrigkeiten stehen. Durch Gesetze kömmt Ordnung, durch Ordnung Glückseligkeit in die Welt. Seht nur in der ganzen Natur, wie der allweise Schöpfer selbst alles nach unverbrüchlichen Gesetzen geordnet hat! Seht ihr dort den lieben freundlichen Mond allmählig hinter dem Gebirge hervorstiegen? Wie regelmäßig ist der Gang, den Gott ihm vorgeschrieben hat; wie genau bestimmt sein Zunehmen und sein Abnehmen! So wie er in einem Monate kömmt und geht, zunimmt und abnimmt, so thut er es auch in dem andern Monate. Eben so regelmäßig, eben so abgemessen ist der Lauf aller übrigen Gestirne. Da wird nirgends eine Abweichung, nirgends eine Verwirrung wahrgenommen. Alles kömmt und geht, scheint und verschwindet in ununterbrochener Ordnung. Seht, ihr Lieben, dadurch hat uns Menschen Gott gelehrt, daß auch unsere Handlungen nach weisen Gesetzen müssen geordnet seyn, wenn Ruhe und Glückseligkeit unter uns wohnen soll. Noch einmal also, wohl uns, daß wir Gesetze haben, und daß Obrigkeiten gesetzt sind, welche über die Beobachtung derselben wachen müssen!

Hier

Hier schwieg der Greis; und schweigend waren aller Gesichter gegen den herrlichen Mond gewandt, der nun in seiner ganzen Freundlichkeit am Himmel stand. Manche rührende Empfindung schwoll bey dieser stummen Betrachtung in Ehrenreichs und Gutwill's Busen auf. Endlich drückten sie sich einander die Hände, und jeder führte seine Lieblinge zur Ruhe.

Drittes Abendgespräch.

Von den Pflichten der Geselligkeit.

Die vorhergehenden Gespräche des alten Ehrenreichs waren für alle so ergötzend gewesen, daß die ganze Gesellschaft am folgenden Abend, noch eine gute Stunde vor Sonnen-Untergang, sich wieder bey der Linde einfand, und auf ihn wartete. — Schon hier, meine Lieben? sagte er, indem er sich freundlich zu ihnen gesellte. Es ist noch so früh; ich dächte immer, ihr spieltet erst noch eine Stunde, ehe wir unser Abendgespräch anfangen.

„Spielen!“ antworteten die Kinder, und sahen sich einander traurig an.

Nun, ich freue mich, ihr Guten, fuhr Ehrenreich fort; ich freue mich herzlich, euch so begierig nach meinem Unterrichte zu sehen, daß euch die Lust zum Spielen darüber vergangen ist. Zur Belohnung will ich euch auch recht etwas Merkwürdiges sehen lassen. Kommt, folget mir.

Er führte sie in den Garten. Hier hatte er einen jungen Bienenschwarm in einen gläsernen Bienenkorb ein-

ein-

eingefangen, in welchem man ihrer Geschäftigkeit zusehen konnte. Das war ein Vergnügen anzusehen. Die einen kamen von den Blumen zurückgeflogen, und brachten ein Klümpchen Wachs mit, welches sie sich an die Füße geklebt hatten. Andere, welche in dem Häuschen waren, nahmen ihnen dieses Wachs bey der Thüre ab, und brachten es hinein. Wiederum andere plätteten die kleinen Wachs Klümpchen, und noch andere machten alsdann kleine Zellen daraus. Einige brachten Honig ein, und füllten die Zellen damit an: und eine unter ihnen, die sie alle vorzüglich zu bedienen schienen, und welche man daher die Königin nennt, legte in einige Zellen Eyer, aus welchen wieder junge Bienen werden sollten. Kurz, jede hatte ihr eigenes Geschäft, und keine blieb müßig. Die Kinder waren außer sich vor Freuden, da ihnen das alles gezeigt wurde.

Der alte Ehrenreich sagte darauf: Hier, Kinder, könnt ihr von kleinen unvernünftigen Thieren lernen, was Ordnung und gesetzmäßiges Betragen für eine schöne Sache sey. Was meynet ihr, was daraus werden würde, wenn alle diese Bienen thun könnten, was sie gelüftete, und wenn nicht jede ihr besonderes, angewiesenes Geschäft hätte? Da würde jede nur für sich sorgen; nur so viel Honig einsammeln, als sie täglich brauchte; die jungen und diejenigen alten Bienen, welche sich auf das Honigsammeln nicht verstehen, würden verschmachten, und wenn endlich der Winter herannahete, so würden alle umkommen müssen, weil sie sich keinen Borrath gesammelt hätten. Diesem allen wird durch ihre gesetzmäßige Einrichtung vorgebeugt; und ihr seht, wie
wohl

wohl sie sich dabey befinden. Kinder, so müssen es die Menschen auch machen, wenn es ihnen wohl gehen soll.

Während diesen Worten waren sie wieder bey ihrem vorigen Platze angekommen.

Aber, lieben Kinder, fuhr er fort, vieles, was ihr thun müßt, um glücklich zu leben, ist durch die öffentliche Gesetze nicht bestimmt worden. Ich habe euch schon gesagt, und ihr wißt es auch aus der wenigen Erfahrung, die ihr selbst habt, daß ihr ohne Beyhülfe anderer Menschen nicht glücklich werden könnt. Bisweilen könnt ihr freylich wohl diese Hülfe erkaufen, wenn ihr euch z. E. einen Bedienten mietet, oder ein Kleid, oder sonst etwas von andern machen laßt: allein, meine lieben Söhne, wo wolltet ihr so viel Geld hernehmen, wenn ihr alles bezahlen solltet, was andere Menschen dazu beitragen müssen, wenn es euch wohl gehen soll? Wenn jemand von euch in einen tiefen Graben fiele, und ihr riefet einem, der eben vorbeysiende, euch zu helfen: wie würde es euch gefallen, wenn der euch nicht anders herausziehen wollte, als für baare Bezahlung, und wenn ihr gerade kein Geld bey euch hättet? Oder ihr wolltet euch einen angenehmen Zeitvertreib machen, und eure Freunde wollten euch nicht eher dazu behülflich seyn, bis ihr ihnen dieses oder jenes versprächet? Nicht wahr, das würde ein verdrüßliches Leben geben, und ihr müßtet in kurzer Zeit arm werden, und wenn ihr auch noch so viel Geld hättet. Aberorget nicht, Kinder. Eben so nöthig, als ihr die Hülfe und den Rath und die Freundschaft anderer Menschen braucht, eben

eben so sehr brauchen sie die eurigen auch. Wenn sie sehen, daß ihr geneigt seyd, ihnen zu helfen, wo ihr dazu im Stande seyd; wenn sie sehen, daß ihr sie warnt, wo sie Schaden nehmen können, oder ihnen guten Rath gebt, wie sie dieses oder jenes anfangen müssen, um vergnügt zu werden; oder wenn sie merken, daß sie in eurem Umgange Vergnügen finden, weil ihr gefällig, dienstfertig und artig seyd: so werden sie von selbst eben so viel, und oft noch mehr für euch thun, als ihr thut.

Ihr müßt also keine Gelegenheit übersehen, wo ihr sie dieses merken lassen könnt. Die geringsten Kleinigkeiten sind dazu oft schon genug. Ein Gruß, ein freundlicher Blick, ein Besuch, eine kleine Dienstleistung ist oft schon hinreichend genug, euch die Gunst eurer Nebenmenschen zu verdienen. Ich habe einmal auf einem Spaziergange einen Knaben von ohngefähr acht Jahren, der vor meinen Augen ins Wasser fiel, glücklich errettet, und seinen Aeltern nach Hause gebracht. Ich that es aus Liebe zu dem Kinde, dessen Vater ich kaum zweymal gesprochen hatte. Einige Wochen hernach wurde ich krank. Da hättet ihr sehen sollen, Kinder, wie der ehrliche Mann mir meinen geringen Dienst belohnte. Er gieng fast nicht von meinem Bette; er schickte mir alle Tage das gesündeste Essen, das er nur vermochte; er fuhr ohne mein Wissen nach einem vier Meilen von hier entlegener Orte, und holte einen geschickten Arzt, der mich wieder herstellte; und wer weiß, ob ich nicht schon längst gestorben wäre, wenn der Mann nicht so für mich gesorgt hätte. Laßt euch also das ja gesagt seyn, daß ihr alle Menschen, die um euch sind, liebt, und

so

so viel ihr könnt, sorgt, daß ihnen wohl seyn möge. So oft ihr sehet, daß jemand eurer Hilfe bedürftig ist: so stellt euch gleich in Gedanken an seine Stelle, und ihn an die ewige. Alsdann fragt euch selbst: was würde ich wohl von diesem Menschen erwarten, wenn er ich, und ich er wäre? und was ihr dann von ihm wünschet, das thut ihm auch.

Ich habe euch neulich eine Fabel erzählt, wobei ihr euch an die Pflicht der Dienstfertigkeit erinnern könnt: habt ihr sie behalten?

Jakob, Gutwills ältester Sohn, erinnerte sich zuerst daran, und erzählte sie mit folgenden Worten:

„Die Glieder des menschlichen Körpers wurden einmal überdrüssig, sich einander zu dienen, und wollten es nicht mehr thun. Die Füße sagten: warum sollen wir allein euch andern alle tragen und fortschleppen? Schafft euch selbst Füße, wenn ihr gehen wollt. Die Hände sagten: warum sollten wir allein für euch andern alle arbeiten? schafft euch selbst Hände, wenn ihr welche braucht. Der Mund brummte: ich müßte wohl ein großer Narr seyn, wenn ich immer für den Magen Speisen kauen wollte, damit er sie nach seiner Bequemlichkeit verdauen möge; schaffe sich selbst einen Mund, wer einen nöthig hat. Die Augen fanden es gleichfalls sehr sonderbar, daß sie allein für den ganzen Leib beständig auf der Wache stehen, und für ihn sehen sollten. Und so sprachen auch alle übrigen Glieder des Leibs, und eins kündigte dem andern den Dienst auf. Was geschah? Da die Füße nicht mehr gehen, die Hände nicht mehr arbeiten, der Mund nicht mehr essen,

„essen, die Augen nicht mehr sehen wollten, gerieth
 „der ganze Körper binnen zween Tagen in einen so
 „großen Verfall, daß alle Glieder zu welken, und
 „nach und nach abzusterben anfiengen. Da erkannten
 „sie ihre Thorheit, machten von neuem den Bund der
 „gegenseitigen Dienstfertigkeit, und jedes einzelne
 „Glied befand sich wohl dabey.“

Das war recht gut erzählt, mein Sohn, fuhr der
 alte Ehrenreich fort, indem er ihm freundlich auf
 die Wangen klopfte. Gewisse Leute, ihr Kinder, sind
 bloß aus Trägheit undienstfertig; andere hingegen
 gar aus Neid. Ein abscheuliches Laster! Ich will
 euch sagen, worinn es besteht. Es gewisse thörichte
 und verwöhnte Menschen, welche mit dem, was sie
 haben, sich so wenig zu begnügen wissen, daß sie un-
 zufrieden werden, so oft sie sehen oder hören, daß es
 andern Leuten wohl, oder gar besser, als ihnen, geht.
 Wenn sie, zum Beyspiel, sehen, daß ein anderer ein
 besseres Kleid trägt, als das ihrige ist; oder wenn sie
 von jemanden etwas Gutes rühmen hören, welches
 sie selbst nicht an sich haben: so werden sie immer miß-
 vergnügt darüber. Dieses Mißvergnügen nun, wel-
 ches ein solcher Mensch über das Glück eines andern
 empfindet, wird Neid genannt. Nun müßt ihr aber
 wissen, daß neidische Menschen überall gehaßt werden.
 Denn da sie nicht gern sehen, daß es einem andern
 wohl geht: so helfen sie andern ungern, und rathen
 ihnen selten; und deswegen hilft ihnen auch niemand
 gern. Was haben die dummen Menschen davon?
 Nichts, als Mißvergnügen. Wenn sie klug wären:
 so sollten sie sich über das Glück ihrer Nebenmenschen
 freuen; so würden diese sich auch wieder über ihr Glück
 freuen,

freuen, und es zu befördern suchen. Aber weil sie dumm sind; so thun sie das Gegentheil, und daher geht es ihnen dann auch so, wie es dem kleinen Peter Meidhard gieng, dessen Geschichte ich euch, wenn ich nicht irre, schon einmal erzählt habe; nicht?

Die Kinder konnten sich nicht besinnen, und der alte Ehrenreich fuhr fort:

Peter Meidhard war der Sohn eines rechtschaffenen Vaters, der alles, was er im Vermögen hatte, daran wenden wollte, seinen Sohn recht gut erziehen zu lassen. Er schickte ihn daher auf eben dieselbe Schule, auf welcher ich damals von meinen Aeltern gehalten wurde. Nun waren da viele Kinder reicher Leute, welche etwas besser gekleidet giengen, als er. Das verdroß den kleinen Thoren. Aber er ließ es dabey nicht bewenden, sondern suchte, wo er nur konnte, den andern ihre schönen Kleider zu beschmutzen und zu verderben. Dieß war der Anfang seines Meides. Hätte er damals in sich kehren, seinen Fehler erkennen, und sich bessern wollen: so wär es noch Zeit gewesen. Weil er das aber nicht that, so wurde es immer schlimmer mit ihm. Nach und nach fieng er an, seinen Schulkameraden auch alles Vergnügen zu mißgönnen, welches sie bey ihren Spielen genossen, und zeigte sich als einen so unleidlichen Spielverderber, daß die Lehrer sich gendthigt sahen, ihn von unsern Vergnügungen auszuschließen. Das ärgerte ihn nun noch mehr; und der Verdruß über unser Vergnügen beschäftigte seine ganze Seele so sehr, daß er niemals recht Achtung gab, wenn wir etwas lernen sollten. Daher konnte er dann auch niemals so gut antworten, als wir andern, wenn uns das Gelernte abgefragt wurde. Natürlicher

Campe Sittenb.

Ⓔ

Weise

Weise bezeigten dann die Lehrer uns ihre Zufriedenheit, ihm aber ihre Unzufriedenheit. Neue Ursache zur Verdrißlichkeit! Kurz, das gieng von Tag zu Tage, von Stufe zu Stufe, am Ende so weit, daß er nach einiger Zeit ganz unfähig wurde, etwas nütliches zu lernen, weil seine Seele ohne Unterlaß mit Mißvergnügen über unsern guten Fortgang umnebelt war. So verstrich nun seine ganze Jugendzeit, ohne daß er die mindeste Geschicklichkeit erwarb, wodurch er sich nachher in der Welt hätte forthelfen können. Dabey hatte er die beständige Kränkung, daß kein Mensch etwas mit ihm zu thun haben wollte, weil man sich vor seiner Gesellschaft, wie vor der Gesellschaft eines Unsäzigen, scheuete. Da er nun groß geworden, und das ganze Vermögen seines rechtschaffenen Vaters an ihm verwandt war: so sollte er sich examiniren lassen, um ein Amt zu erhalten, wovon er sich und seine armen Aeltern hätte erhalten können. Aber man fand, er habe so wenig gelernt, daß man kein Amt ihm anvertrauen könne. Er wurde also abgewiesen. Und da sahe er sich dann genöthiget, sein Lebelang als ein Taugenichts und Landstreicher sich in der Welt herum zu treiben, und oft bey denen um eine Mahlzeit, oder um ein altes Kleidungsstück zu betteln, deren Vergnügen er in seiner Jugend auf alle mögliche Weise zu stöbren gesucht hatte. — Nun sagt, Kinder, hättet ihr wohl an dieses Peter Neidhards Stelle seyn mögen? Doch, das brauche ich ja nicht erst zu fragen; wer will gern unglücklich seyn?

Vermeidet also das Laster des Neides; und gewöhnt euch vielmehr, an jedem Glücke eurer Nebenmenschen einen recht freudigen Antheil zu nehmen.

Am

Um es aber dahin zu bringen, müßt ihr sorgfältig über euer Herz wachen, daß es von Stolz und Hochmuth frey bleibe. Denn ein hochmüthiger Mensch bildet sich gemeiniglich ein, daß alles nur für ihn erschaffen sey, und er kann deswegen nicht leiden, daß es andern Menschen besser, als ihm, gehe. Meid und Hochmuth sind daher von je her miteinander verbunden gewesen. Ein hochmüthiger Mensch aber kann niemals glücklich seyn. Denn bald sieht er Leute, welche Vorzüge haben, die er selbst nicht hat, und ärgert sich darüber; bald sieht er andere, welche eben dieselben Vorzüge haben, die er hat, und wird von neuem unzufrieden, daß er nicht der einzige ist, der sie hat. Wie schwach ein solcher Mensch am Verstande seyn müsse, erhellet auch daraus, daß er es recht eigentlich darauf anlegt, seiner Absicht zu verfehlen. Er wünscht nämlich, sich geehrt und über alle andere Menschen erhoben zu sehen. Aber weil er selbst gegen jedermann stolz ist, und alle andere gegen sich verachtet: so verachten ihn deswegen alle andere wieder, und das kränkt ihn dann gar sehr. Wäre er hingegen selbst bescheiden, höflich und gefällig gegen andere: so würden diese sich wieder eben so gegen ihn betragen, und dann würde er Freude haben. Denn die Menschen sind durchgängig eben so geneigt, denjenigen, der sie liebt und ihnen Achtung erzeigt, wieder zu lieben, und hoch zu schätzen, als sie geneigt sind, denjenigen zu hassen und zu verachten, der ihnen selbst auf eine gehässige und verächtliche Weise begegnet.

Indem ich aber vom Hochmuth rede, so müßt ihr euch wohl in Acht nehmen, nicht in Ehrliche damit zu verwechseln, welche kein Laster, sondern viel-

mehr eine nöthige Tugend ist. Ich will sehen, ob ich den Unterschied euch begreiflich machen kann.

Beide, sowohl der hochmüthige, als auch der ehrliebende Mensch kommen darinn überein, daß sie von andern geehrt zu seyn verlangen, und sich vor der Schande fürchten. Die Ehre aber besteht in der guten Meynung, welche andere Menschen von uns und von unserer Aufführung haben, so wie im Gegentheile die Schande in dem schlimmen Urtheile anderer über uns und unsere Aufführung besteht. Nun giebt es eine wahre und falsche Ehre, so wie es auch eine wahre und falsche Schande giebt. Wenn nämlich das gute oder schlimme Urtheil, welches man über uns fällt, gegründet ist: so haben wir wahre Ehre oder wahre Schande; wenn dieses Urtheil hingegen nicht gegründet ist, das heißt, wenn wir es in der That nicht verdienen, daß man so gut oder so schlimm über uns urtheilet: so hat man uns falsche Ehre erzeigt, oder uns mit falscher Schande belegt.

Der erste Unterschied nun zwischen einem ehrliebenden und hochmüthigen Menschen besteht darinn, daß jener die gute Meynung anderer von ihm und seiner Aufführung durch wirklich gute Handlungen zu verdienen, dieser hingegen auf alle mögliche Weise, es sey mit Recht oder Unrecht, sie zu erzwingen sucht. Der Ehrliebende also trachtet nur nach wahrer Ehre; dem Hochmüthigen hingegen ist es blos darum zu thun, geehrt zu werden, er mag es verdienen oder nicht. Jener wird daher niemals etwas unedles unternehmen, um sich hervorzuthun; diesem hingegen ist es gleich viel, ob sein Betragen an sich schön oder häßlich ist, wenn er es nur so einrichten kann, daß es von andern gerühmt

gerühmt werde. — Ein zweyter Unterschied zwischen beyden ist der, daß der Ehrliebende gar wohl leiden kann, daß andere Menschen auch ihre Vorzüge haben, die ihnen Lob erwerben; der Hochmüthige nicht. Denn ist jede gute Eigenschaft, die ein anderer besitzt, ein Dorn im Auge, der ihm empfindliche Schmerzen macht. Er kann daher nicht eher ruhen noch rasten, bis er die gute Meynung, welche andere von einem solchen Menschen haben, verschlimmert hat.

Daher kömmt es dann auch, daß hochmüthige Menschen gemeiniglich dem häßlichen Laster der Verläumdung und der Verkleinerung ergeben sind. Erfahren sie nämlich von einem den geringsten Fehler; so breiten sie ihn überall aus, und lachen und freuen sich darüber, daß ihr Nebenmensch gefehlt hat. Oft, wenn sie keine wirkliche Fehler an jemanden bemerken können, legen sie sich aufs Lügen, und dichten ihm allerley Fehler an, die er niemals hatte. Bemerken sie hingegen an einem etwas Gutes, so nehmen sie sich wohl in Acht, davon zu reden, oder wenn in ihrer Gegenwart davon gesprochen wird, so geben sie sich alle mögliche Mühe, dieses Gute zu verkleinern. Nun, Kinder, was dünket euch von solchen Leuten?

D das müssen ja häßliche Menschen seyn, antworteten die Kinder.

Ja wohl, häßliche Menschen, fuhr unser Alter fort; aber auch recht dumme Leute, so verschlagen sie in andern Stücken auch immer seyn mögen. Denn sie machen, daß jedermann sie verabscheuet, und daß keiner mit ihnen umgehen will; weil kein Mensch es gerne hat, wenn man übel von ihm spricht, und ihn verächtlich macht. Ein verläumderischer Mensch hat

daher keinen wahren Freund: und zu seiner gewöhnlichen Gesellschaft hat er nur solche Leute, welche sich gleichfalls das Nachreden angewöhnt haben. So lange solche Leute beyeinander sind, stellen sie sich, wer weiß wie freundschaftlich gegen einander, und reden alle nur von Abwesenden Böses; kaum sind sie aber auseinander gegangen, so lästert einer den andern so viel er immer kann. Das sind euch rechte Freunde; nicht wahr?

Gemeiniglich ist das Verlangen, für einen witzigen Menschen gehalten zu werden, die erste Verführung zur Verläumdung. Man sucht seine Gesellschaft durch Spöttereyen über gegenwärtige oder abwesende Personen zum Lachen zu bewegen; und ist einem das erst einigemal gelungen: so wird die Begierde, andere lächerlich und verächtlich zu machen, immer stärker, bis man ihr am Ende gar nicht mehr widerstehen kann.

Hütet euch also, ihr Lieben, vor der Neigung zu Spöttereyen, und vor jeder Art von Tadelsucht. Gewöhnt euch vielmehr an, von allen Menschen, besonders von Abwesenden, ohne dringende Noth, nichts als Gutes zu sagen; und wenn ihr etwas Böses von jemanden wißt: so verschweigt es, so lange euch keine besondere Pflicht zum Reden zwingt. Reden andere Leute in eurer Gegenwart von einem Abwesenden Böses: so nehmt euch seiner an, und vertheidiget oder entschuldigt ihn, so gut ihr könnt. Dieß wird euch bey allen Menschen beliebt machen; und alle werden dadurch geneigt werden, euch eben denselben Dienst zu erweisen, wenn von euch, in eurer Abwesenheit, auch einmal übel gesprochen wird.

Ueberhaupt, meine lieben Kinder, seyd versichert, daß die mehrsten Menschen sich so gegen euch verhalten werden,

werden, wie ihr euch gegen sie verhaltet. Wenn ihr euch gegen andere bescheiden, dienstfertig und freundlich beweiset, so werden auch sie sich eben so gegen euch betragen. Besonders ist die Freundlichkeit ein sicheres Mittel, sich beliebt zu machen, so wie hingegen ein mürrisches und verdrüßliches Wesen uns bey jedermann verhaßt macht. Einem freundlichen, liebreichen Gesichte kann fast keiner widerstehen. Es zwingt uns, wir mögen wollen oder nicht, denjenigen zu lieben, an dem wir es bemerken. Eben so unmöglich ist es uns, einem Menschen gut zu seyn, der immer verdrüßlich und mürrisch ist. Kein Mensch mag gern mit ihm umgehen, weil man in seiner Gesellschaft unmöglich vergnügt seyn kann. Auch scheut man sich, ihm irgend einen Dienst zu erweisen: denn gemeiniglich dankt er einem mit einer so sauern Miene, daß man nie weiß, ob man es ihm auch recht gemacht habe. Solche Leute haben daher selten einen wahren Freund, und selten werden ihnen von andern Gefälligkeiten erwiesen. Denn eine freundliche Miene ist ja doch das wenigste, was man für seinen Dienst erwarten kann.

Solche mürrische Leute sind gemeiniglich auch zum Zorn geneigt. Sie werden nämlich bey der geringsten Beleidigung, welche oft nur Scherz oder Mißverständnis war, sogleich außer sich gesetzt, und schlagen zu, oder schelten und fluchen, als wenn man ihnen noch so viel zu Leide gethan hätte. Das ist eine gefährliche Krankheit der Seele, die denjenigen, der damit behaftet ist, gewiß unglücklich macht. Denn der Zorn ist eine Art von Raserey, in der wir tausend Dinge begehen, die wir nachher zu bereuen Ursache haben. Ich habe euch schon einige traurige Geschich-

ten davon erzählt, und könnte, wenns nöthig wäre, auch noch viele andere von Leuten erzählen, die im Zorn Todtschläger wurden, und unter Scharfrichters Händen sterben mußten. Aber wenn auch dieß nicht zu besorgen wäre: so würde uns der Zorn an sich schon elend genug machen. Habt ihr schon jemals einen zornigen Menschen gesehen, Kinder?

„Ach ja, lieber Vater! riefen die Kinder; die beyden Männer, die sich da neulich auf der Straße prügelten, die waren recht zornig.“

Nun, habt ihr bemerkt, wie diese beyden unsinnigen Leute aussahen? Wie ihre Gesichter verzerrt waren, wie der Schaum ihnen vor dem Munde stand, und wie sie vor Wuth kaum reden konnten? Könnt ihr euch einbilden, daß ihnen wohl dabey gewesen sey? Und sahe mans ihnen nicht vielmehr deutlich genug an, daß sie innerlich ganz entseztlich leiden mußten? Gewiß, der Zorn muß eine schmerzhafteste Empfindung seyn.

Dazu kömmt noch dieses. Weil es so unangenehm und so gefährlich ist, mit zornigen Leuten umzugehen: so fliehet jedermann ihre Gesellschaft, und sie müssen daher auf alle Freuden der Geselligkeit und der Freundschaft Verzicht thun. Sogar unbekante Leute scheuen sich vor ihnen, weil man es ihrem Gesichte ansieht, daß sie leicht wüthend werden können. Man geht ihnen daher aus dem Wege, wie gewissen Thieren, von denen man sich nichts Gutes versteht; und wenn sie dann einmal fremder Hülfe benöthiget sind: so haben sie keinen Freund, der sich ihrer annähme. In der That, ein kläglicher Zustand!

Eben so elend werden andere Menschen durch das Laster der Unversöhnlichkeit. Es giebt nämlich gewisse,

gewisse, nicht bloß dumme, sondern auch zugleich sehr böshafte Menschen, die gar keinen Fehler an andern, gar keine Beleidigung wieder vergeben können; und wenn derjenige, der sie beleidiget hat, es auch noch so sehr bereuet. Das sind abermals eben so gefährliche, als unglückliche Leute. Denn da auch die besten Menschen fehlen, und aus Unwissenheit oder Ueber-eilung jemanden beleidigen können: so muß jeder sich fürchten, mit einem unversöhnlichen Menschen Gemeinschaft zu haben. Denn wenn man nur im geringsten mit ihm versteht: so wird er gleich unser beständiger Feind, der nichts als Rache sucht. Wer mag mit einem solchen Menschen zu thun haben? Und was gewinnt er dabey? Was kann es ihm nützen, wenn ein anderer Mensch unglücklich wird? Will er andere dadurch abschrecken, daß sie ihn nicht beleidigen: so schreckt er zugleich auch seine Freunde ab, daß sie ihm nicht helfen, weil sie ihn dabey unvermuthet beleidigen könnten. Macht sich also ein solcher Mensch nicht äußerst unglücklich! Denn wie kann ein Mensch unglücklicher seyn, als wenn ihn niemand liebt, niemand mit ihm umgehen, niemand ihm helfen will, und wenn sich jedermann vor ihm fürchtet?

Weit klüger also handeln die versöhnlichen Menschen, welche die ihnen zugefügte Beleidigung bald vergeben und vergessen können. Die machen sich nicht bloß denjenigen, gegen welchen sie sich so großmüthig bezeigen, sondern auch alle andere Menschen, die etwas davon hören, zu Freunden. Denn wir können uns unmöglich enthalten, denjenigen zu lieben, an dem wir Güte und Großmuth wahrnehmen. Und wenn wir einen solchen Menschen auch niemals gesehen haben,

so müssen wir ihm doch gut seyn, sobald man uns eine solche edle That von ihm erzählt. Versuchs einmal, ob ihr einem gewissen Joseph gram seyn könnt, dessen Geschichte ich euch jetzt erzählen will.

Vor alten Zeiten lebte ein Mann, der hieß Jakob. Dieser hatte zwölf Söhne, die ihm alle lieb waren. Aber am liebsten unter allen hatte er einen der jüngsten von ihnen, Namens Joseph, weil der unter allen der artigste und gehorsamste war. Das verdross nun die andern, und ihr Neid und ihre Bosheit giengen am Ende so weit, daß sie ihn umbringen wollten. Sie warfen ihn nämlich, da sie mit ihm allein in einem großen Walde waren, in eine tiefe Grube, worinn er verhungern sollte. Nur einer unter ihnen hatte noch einiges Mitleid mit ihm. Da dieser eben fremde Kaufleute vorbeziehen sahe: so beredete er die andern, daß sie ihren Bruder wieder aus der Grube herauszögen, und diesen Kaufleuten als einen Knecht verkauften. Denn damals kaufte und verkaufte man Menschen, wie man jetzt das Vieh zu Markte bringt. Diese Kaufleute nun führten den armen Joseph weit weg in ein fremdes Land, und seine böshafte Brüder machten ihrem alten Vater weiß, daß ihn ein Wolf im Walde aufgefressen habe. Dem armen Joseph gieng es in dem fremden Lande anfangs ziemlich gut. Aber da die Frau seines Herrn ihm einmal etwas Böses zumuthete, und er es nicht thun wollte: so verläumdete sie ihn bey ihrem Manne so sehr, daß er ihn ins Gefängniß werfen ließ. Hier hatte er Gelegenheit, einem vornehmen Manne, den der König, ich weiß nicht warum, in eben das Gefängniß hatte setzen lassen, einen Dienst zu leisten; und da dieser wieder auf freyen Füßen

Füßen war: so erinnerte er sich seiner bey einer guten Gelegenheit, und empfahl ihn dem Könige. Der König ließ ihn zu sich kommen, und da er fand, daß er ein sehr verständiger und redlicher Mensch war, so gewann er ihn sehr lieb, und machte ihn am Ende gar zu seinem ersten Minister, der über alles zu befehlen hatte. Nun fügte es sich nach einigen Jahren, daß eine sehr theure Zeit einfiel: glücklicher Weise hatte Joseph es vorher gesehen, und so viel Korn aufgekauft, daß er nun das ganze Land damit versorgen konnte.

In allen andern Gegenden war große Hungersnoth; auch da, wo der alte Jakob mit seinen Söhnen wohnte. Dieß bewog den alten Mann, seine Söhne nach demjenigen Lande zu schicken, in welchem Joseph (den er für todt hielt) noch Korn zu verkaufen hatte. Kaum waren die Kinder Jakobs angekommen: so wurden sie von Joseph erkannt; sie selbst aber erkannten ihn nicht, weil er sich sehr verändert hatte.

Wäre nun Joseph unversöhnlich und rachgierig gewesen: was hätte er nicht alles mit seinen Brüdern vornehmen können. Er brauchte ihnen nur kein Getreide zu geben: so hätten sie verhungern müssen. Er hätte sie züchtigen, ins Gefängniß werfen, ja hinrichten lassen können, wenn er gewollt hätte. Auch war die Beleidigung, die sie ihm zugesügt hatten, nicht geringe, und er würde sie nach allen Rechten dafür haben bestrafen können. Was that er aber? Nachdem er ihnen zum Schein ein wenig Angst gemacht hatte, gab er sich ihnen zu erkennen; sagte statt aller Vorwürfe weiter nichts, als: ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber hat es gut gemacht; umarmte sie darauf, als Brüder; ließ seinen
alten

alten Vater dazu holen; beschenkte sie alle reichlich, und gab ihnen die schönste Gegend im Lande, wo sie an allem einen Ueberfluß hatten. Nun sagt, Kinder, könnt ihr euch enthalten, diesem Joseph gut zu seyn? Und gleichwohl habt ihr ihn nie gesehen. Zu einer andern Zeit will ich euch seine Geschichte weitläuftiger erzählen.

Noch muß ich euch vor einer Untugend warnen, welche schon manchen Menschen viel Verdrüßlichkeiten zugezogen hat. Es giebt nämlich Leute, welche gar nichts verschweigen können, und durch ihre Schwatzhaftigkeit sich und andern oft großes Unglück zuziehen. Das sind auch dumme Leute, die sich oft an ihrem eigenen Glücke hindern. Denn durch ihr Geschwätz entstehen allerhand Zänkeren und Feindschaften in den Häusern, oft unter den besten Freunden. Deswegen meidet sie jedermann; und diejenigen, denen sie geschadet haben, können nicht umhin, sie zu hassen. Alle suchen sie aus ihrem Hause und von ihrem Umgange auszuschließen. Zu einem verschwiegenen Menschen hingegen haben alle Leute Vertrauen, und es kann daher gar nicht fehlen, daß er nicht auf eine oder die andere Weise sein Glück machen sollte. Ich muß euch doch ein Exempel davon erzählen, welches ich irgend einmal in einem Buche gelesen habe.

Einige von euch wissen schon, daß es vor Zeiten ein mächtiges Volk gab, welches man die Römer nannte. Dieses Volk hatte dazumal keine Könige, sondern es ließ sich von vielen alten Männern regieren, welche Rathsherren hießen. Diese Rathsherren pflegten nun zu gewissen Zeiten zusammen zu kommen, um sich über allerley wichtige Dinge mit einander zu bere-

bereden, und wenn da etwas vorkam, welches nicht alle Leute wissen sollten, so waren alle schuldig, es geheim zu halten. Zuweilen pflegten die Väter auch ihre Söhne mit in diese Versammlung zu nehmen, damit sie recht frühe mit den Angelegenheiten des Vaterlandes bekannt werden, dasselbe lieb gewinnen, und mit desto größerm Eifer sich zu tüchtigen Männern bilden möchten. So pflegte oft ein junger Mensch, Namens Papius, mit seinem Vater diese Rathsversammlungen beizuwohnen. Einst, da er aus einer solchen Versammlung zu Hause kam, verlangte seine Mutter von ihm zu wissen, was an dem Tage im Rathe vorgefallen sey? Liebe Mutter, antwortete der Sohn, ich wollte euch gern alles erzählen, aber es ist mir verbothen worden. Aber die Mutter wollte diese Entschuldigung nicht gelten lassen; sondern drohete mit Strafen, wenn er ihr nicht alles wieder sagte. Der junge Mensch, der sich in dieser Verlegenheit gar nicht zu helfen wußte, fiel endlich auf den Gedanken, die Neugierde seiner Mutter zu befriedigen, ohne gleichwohl die Pflicht der Verschwiegenheit zu brechen. Er antwortete ihr also: Man hätte sich heute darüber berathschlaget, ob es nicht gut sey, daß ein jeder Mann, statt einer, zwey Frauen habe? Kaum hatte die thörichte Frau dieses gehört, als sie, wie wahnsinnig, zu allen ihren Freundinnen lief, und ihnen das Geheimniß mittheilte. Diese wurden eben so sehr darüber aufgebracht, und am folgenden Tage liefen alle in die Rathsversammlung, und schrien den Männern die Ohren so voll, daß diese auf den Gedanken gerieten, sie wären alle verrückt geworden. Da trat der junge Mensch hervor, und sagte: er müßte seinen Fehler

Fehler nur gestehen; er habe das, worüber die Weiber sich beschwerten, seiner Mutter weiß gemacht, weil er sich vor ihrer Neugierde nicht zu retten gewußt habe. Die Rathsherren gaben ihm zwar einen Verweis, daß er seiner Mutter nicht ehrerbietig genug begegnet war: aber seiner Klugheit und Verschwiegenheit wegen gewannen sie ihn alle recht sehr lieb; und ob sie schon, aus Besorgniß vor schlimmen Folgen, die Gewohnheit, junge Knaben mit in den Rath zu nehmen, abschafften; so erlaubten sie doch dem jungen Papius, zu seiner nicht geringen Ehre dieses Vorrechts, die ganze Zeit seiner Jugend hindurch, allein zu genießen; und gaben ihm zum Andenken einen besondern Zunamen, der sich auf seine Nachkommen fortpflanzen, und ein beständiges Denkmal seiner rühmlichen Verschwiegenheit seyn sollte.

Ich habe euch diese Geschichte bloß deswegen erzählt, weil ihr daraus lernen könnt, wie sehr die Menschen die Verschwiegenheit zu schätzen und zu belohnen pflegen. Denn sonst war es freulich gar nicht hübsch, daß der junge Römer seiner Mutter eine Unwahrheit sagte; so wie es auch von der Mutter sehr häßlich war, daß sie etwas zu wissen verlangte, welches sie nichts angieng, und welches ihrem Sohne zu sagen verbothen war. —

Hütet euch also, ihr lieben Kinder, etwas auszu-
 zuplaudern, wovon ihr vermuthen könnt, daß man es
 nicht gern bekannt gemacht wissen wolle. Sonst wird
 euch jedermann, als Verräther, fliehen, und ihr werdet
 selbst niemals einen treuen Freund erlangen, in dessen
 Busen ihr eure eigene Geheimnisse verwahren könnt.
 Denn

Denn ein Verräther wird von jedermann gehaßt, selbst von denen, welchen er dadurch zu dienen glaubt. Nur dumme Leute also, welche nicht Verstand genug haben, um einzusehen, daß sie sich selbst am meisten dadurch schaden, können in dieses Laster verfallen.

Am allerdummmsten und am allerbösesten aber sind die Undankbaren; diejenigen Leute, sage ich, welche empfangene Wohlthaten vergessen, oder ihren Wohlthätern wohl noch gar zu schaden suchen. Solche Leute geben öffentlich zu erkennen, daß sie niemanden etwas Gutes zu erweisen im Stande sind: denn wollen sie nicht einmal dem etwas Gutes thun, der ihnen vorher selbst wohlgethan hat, wie werden sie es andern thun, die ihnen noch keinen Dienst erweisen konnten? Dergleichen Leute machen sich recht unglücklich, denn wenn sie einmal gezeigt haben, wie schlecht sie die Dienste belohnen, die man ihnen leistet: so wird kein Mensch mehr die geringste Neigung haben, ihnen ferner dienen zu wollen. Ein Undankbarer wird daher von allen Menschen, als ein Ungeheuer, vor dem man sich in Acht nehmen muß, verabscheuet, und man hütet sich, so sehr man immer kann, mit ihm in Gemeinschaft zu gerathen. Fragt z. E. einmal euch selbst, ob ihr wohl einen gewissen Inkle, dessen Geschichte ich euch jetzt erzählen will, zu eurem Freunde machen möchtet?

Dieser Inkle war ein Kaufmann. In der Hoffnung, viel Geld zu gewinnen, gieng er zu Schiffe, und reisete nach einem Lande, welches man erst kürzlich entdeckt hatte. Es heißt Amerika. Dazumal wurde dieses Land größtentheils von Menschen bewohnt,

wohnt, welche man Wilde nennt, weil sie beynah, wie die Wilden Thiere in den Wäldern, lebten. Die Reise gieng ganz gut von statten; aber da sie nahe bey dem Lande angekommen waren, erhob sich ein entsetzlicher Sturmwind. Dieser warf das Schiff gegen einen Steinfelsen, daß es in Stücken zerfiel. Diejenigen Leute, welche nicht schwimmen konnten, mußten ertrinken; die andern aber, welche mit genauer Noth das Ufer erreichten, wurden von den wilden Menschen umgebracht. Dem einzigen Inkle nur glückte es, in einen Wald zu entfliehen, wo er sich zwischen Büschen verbergen konnte. Hier warf er sich ganz verzweiflungsvoll auf die Erde; ungewiß, ob der Hunger, oder die Wilden, ihn tödten würden.

Auf einmal hörte er ein Geräusch. Ein wildes Mädchen sprang aus dem Gebüsch hervor, sahe ihn da liegen, und stuzte. Anstatt aber, daß sie ihm etwas hätte zu Leide thun sollen, sahe sie ihn freundlich an, und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er ihr folgen möchte. Er that's. Sie führte ihn in eine kleine Hütte; sprach ihm durch Lächeln Muth ein; setzte ihm allerley Früchte vor, um seinen Hunger zu stillen, und zeigte ihm einen Wasserquell, aus dem er trinken konnte. Und dabey lieblosere sie ihn so zärtlich! Bewachte ihn so treu, und war für sein Wohlergehen so liebeich bekümmert!

Und so lebten sie nun einige Monate hindurch; und wurden einander immer lieber. Sie erfanden auch bald eine Sprache, wodurch sie sich einander ihre Gedanken mittheilen konnten. Da erzählte nun Inkle seiner Variko (so hieß das gute wilde Mädchen)

oft

oft etwas von seiner Vaterstadt; wie es da ganz anders, als in ihrer Wildniß sey; wie man da in großen Häusern wohne, in Kutschen fahre, schöne Kleider trage, und was er alles mehr sagte. Wenn ich da mit dir wäre, setzte er dann hinzu, wie glücklich wollte ich dich machen!

Das gute Kind weinete denn vor Freuden, und lief oft nach dem Ufer hin, um zu sehen, ob noch kein Schiff vorbeifahre, welches sie mitnehmen könnte. Endlich erblickte sie eins, und kam eilends, ihren Inkle davon zu benachrichtigen. Das Schiff, welches unterdeß gelandet war, nahm beyde auf, und setzte bald darauf seinen Lauf nach einer gewissen Insel fort, auf welcher Menschen, wie bey uns das Vieh, zu Markte gebracht werden. Hier fiel dem habfüchtigen Inkle ein, daß er auf seiner langen Reise gar nichts gewonnen habe, und daß er ärmer wieder nach Hause kommen würde, als er abgereiset sey. Das beunruhigte ihn sehr. Endlich gerieth er auf den abscheulichen Gedanken, seine arme Yarikó als Sklavinn zu verkaufen, um dadurch wenigstens zu etwas Gelde zu kommen. Vergebens fiel die Unglückliche vor ihm auf die Knie, weinete und flehte: nichts konnte den Unmenschen erweichen. Grausamer! rief sie endlich aus; erinnere dich, daß ich schwanger bin, und erbarme dich wenigstens des Kindes, welches ich dir gebären soll! Und was antwortete der Bösewicht? „Hört ihrs?“ rief er dem Kaufmann, an den er sie verhandeln wollte, zu; „sie ist schwanger: also noch drey Pfund Sterling mehr!“ Der Kaufmann gab's, und der Unmensch gieng mit dem Gelde davon.

Campe Sittenb.

F

Hier

Hier hielt der alte Ehrenreich ein, und die Kinder, welchen die hellen Thränen in den Augen standen, konnten eine Zeitlang gar nicht reden; so gerührt waren sie. Endlich fragte der Alte: Nun, Kinder, möchtet ihr den Tufle wohl zu eurem Freunde haben?

Bewahre der Himmel! antworteten die Kinder; das mußte ja ein abscheulicher Mensch seyn: wer wollte damit etwas zu thun haben?

Ihr habt recht, fuhr Ehrenreich fort: eben so denken andere Leute auch. Keiner kann einen undankbaren Menschen ausstehen. Vermeidet also, meine Kinder, vermeidet ja auf das sorgfältigste dieses und alle die andern Laster, vor welchen ich euch gewarnt habe. Denn euer ganzes Glück hängt davon ab, daß die Leute, mit denen ihr leben müßet, euch wohl wollen und euch lieben; und das werden sie gewiß thun, wenn auch ihr ihnen zeigt, daß ihr sie liebt, und ihnen wohlzuthun bereit seyd.

Vornämlich aber sucht euch die Leute zu Freunden zu machen, und zu behalten, die mit euch unter einem Dache wohnen. Diese haben die meisten Gelegenheiten, euch zu dienen und zu helfen, und euch das Leben angenehm zu machen. Eure Aeltern sind schon von selbst geneigt, euch zu lieben; aber wenn ihr sie nicht wieder liebtet, und ihnen nicht gehorsam wäret: so könnten sie auch anfangen, gleichgültig gegen euch zu werden; und wenn andere sehen sollten, daß ihr eure Aeltern nicht liebtet, die euch so viel Gutes gethan haben: so würden sie euch, und zwar mit Recht, für undankbar halten, und dann würde euch kein Mensch mehr lieben können. Denn denket
nur,

nur, wie sauer ihr euren Aeltern bisher geworden seyd! Eure Mutter mußte euch mit Schmerzen gebähren; mußte, so lange ihr klein waret, unbeschreiblich viel Eckel und Ungemach um euretwillen ertragen; mußte, so wie euer Vater, beständig für euch wachen, damit ihr nicht zu Schaden kämet, und beyde mußten für euch arbeiten, um etwas zu erwerben, wovon sie euch speisen, kleiden und erziehen könnten. Wenn ihr nun für das alles sie nicht lieben wolltet: würde das nicht der größte Undank von der Welt seyn?

Aber nicht bloß Undank, sondern auch außerordentliche Dummheit wäre es, wenn ihr eure Aeltern nicht recht herzlich lieben und ihnen folgen wolltet. Sie sind so viel älter, als ihr; sie haben so viel Erfahrung; sie können euch so manches Gute lehren; sie machen euer Glück zu dem ihrigen; und wer könnte sie zwingen, das alles für euch zu thun, wenn sie es nicht freywillig und aus Liebe thäten? Scheinen sie euch ein wenig hart zu seyn, indem sie euch etwas untersagen, oder euch strafen: so denket immer, daß sie das aus weiser Liebe thun, und daß sie euch gewiß kein Mißvergnügen verursachen würden, wenn sie nicht überzeugt wären, daß es zu eurem Besten gehöre. Denn es ist unmöglich, daß Aeltern ihren Kindern, ohne Ursache, etwas zuwider thun, oder sie hassen sollten; und wenn ich es vor Augen sähe, so glaubt ichs nicht. Es wäre eben so viel, als wenn einer sich selbst hassen wollte.

Auch eure Lehrer haben ein vorzügliches Recht auf eure Liebe, und auf eure Folgsamkeit. Denn sie lieben euch selbst eben so aufrichtig, als eure Aeltern,

und suchen auch eben so sehr, als sie, euer wahres Beste zu befördern. Es würde daher sehr undankbar von euch gehandelt seyn, wenn ihr sie nicht wieder lieben, sondern durch Ungehorsam betrüben wolltet. Auch würde das euch selbst am meisten zum Schaden gereichen. Denn, wenn ihr das väterliche Wohlwollen eurer Lehrer verwirkt hättet, so würden sie euch nicht mehr mit eben der Freudigkeit, wie bisher, unterrichten können; und dann würde euch das Lernen, welches euch jetzt so viel Vergnügen macht, gar sehr beschwerlich fallen. Bemühet euch daher, so viel ihr könnt, euren Lehrern Freude zu machen: so werden sie auch darauf bedacht seyn, euer eigenes Vergnügen zu befördern.

Habt ihr Geschwister oder Schulfreunde, so bedenkt, daß auch diese euch viel Vergnügen oder Mißvergnügen machen können, je nachdem ihr von ihnen geliebt oder gehaßt werdet. Liebt ihr euch untereinander, und sucht ihr einer den andern glücklich zu machen: so werdet ihr gern beysammen leben; liebt ihr euch aber nicht, so denkt selbst, was das für ein elendes Leben ist, wenn ihr nothwendig eine lange Zeit mit einem Menschen umgehen müßet, den ihr nicht liebet, und von dem ihr selbst nicht geliebet werdet. Ueberdem ist ein Bruder, oder ein Hausfreund auch immer eher im Stande, uns zu helfen, als andere; denn er kennt unsere Umstände am besten, und unser Glück ist auch ihm nützlicher, als andern. Es muß uns daher sehr daran gelegen seyn, von ihm geliebt zu werden.

Habt ihr endlich auch Gesinde, so laßt sie vor allen Dingen merken, daß ihr ihnen gern wohl thut.

Ihr

Ihr wißt, ihr könnt nicht immer bey ihnen seyn. Verlaßt ihr euch bloß auf den Lohn, den ihr ihnen gebt, so werden sie auch nur so viel arbeiten, als nöthig ist, um zu verhindern, daß ihr sie nicht abschafft. Sehen sie hingegen, daß ihr billig, mitleidig, gütig, wohlthätig gegen sie seyd: so werden sie von selbst alles thun, was zu eurem Besten gereicht. Denn da denken sie gewiß: wird unser Herr noch glücklicher, noch reicher und vergnügter, als er jetzt ist; so wird er uns auch immer mehr wohl thun, da er schon jetzt so gut ist. In eurem Hauswesen müßet ihr also vor allen Dingen euch überall durch Dienstfertigkeit, Güte, Wohlthätigkeit und Dankbarkeit Freunde zu machen suchen; und auch außer eurem Hause müßt ihr jedermann zu gewinnen suchen, damit jedermann euch wieder diene, wenn er kann.

Und glaubt nicht, daß das bloß die Reichen und Großen können. Der ärmste, der geringste Bettler kann euch oft den allerwichtigsten Dienst erweisen; und gemeiniglich pflegen solche Leute noch erkenntlicher und dienstfertiger, als die Reichen, zu seyn.

Das hat mein Better, der Amtmann zu Neuendorf, wohl erfahren, fiel hler der Nachbar Gutwill ein. Der würde jetzt ein armer Mann seyn, wenn er nicht einen Bettler zum Freunde gehabt hätte. Wie so? fragte Ehrenreich. Ich wills euch erzählen, antwortete der Nachbar.

Vor einigen Jahren kam oft ein armer Mann in das Dorf, wo mein Better Amtmann ist, um Almosen zu suchen. Seine unverschuldete Armuth, und seine gänzliche Unfähigkeit zur Arbeit, bewogen meinen

Better, ihm von Zeit zu eine Wohlthat zu reichen. Wer hätte nun denken sollen, daß der arme Mann jemals im Stande seyn würde, ihm wieder zu dienen? Und gleichwohl geschah's. Mein Better hatte einmal einen Beutel voll Geld auf der Post erhalten, wofür er Getreide aufkaufen sollte, und hatte es in seinen Schrank gelegt. Es fügte sich, daß ich eben bey ihm war. Des Abends, da wir uns zu Bette legen wollten, wurde noch gepocht, und bey Eröffnung der Thür kam der arme Mann ganz außer Athem hereingelaufen. Er berichtete meinem Better, er habe vor einer Stunde ein Paar Spitzbuben im Walde belauscht, welche sich beredet hätten, ihm diese Nacht die Scheune in Brand zu stecken, um alsdann unter dem Lärmen sich in das Haus zu schleichen, und ihm sein Geld zu rauben. Jener versammelte in dieser Noth alle seine Freunde, und versteckte uns bey der Scheune. Kaum hatten wir da eine Stunde gewartet, so kamen die Diebe, und wollten das Feuer wirklich anlegen. Wir ergriffen sie aber, und sie wurden beyde hingerichtet.

Wäre mein Better nun gegen den Armen nicht so mitleidig gewesen, so hätte sich dieser vielleicht aus Verzweiflung selbst zu den Mordbrennern geschlagen, oder wäre wenigstens nicht gekommen, den Amtmann zu warnen, und der wäre nun wohl eben so arm, als der Bettler selbst. Wie gut ist es also, in allen Ständen Freunde zu haben!

Ja wohl gut! versetzte Ehrenreich. Laßt euch also genug seyn, daß einer ein Mensch ist, um ihm zu helfen, wenn ihr könnt. Laßt ihr die Armen in der Noth, so werden sie bald aus Hunger und Verzweif-

zweif-

zweiflung genöthigt werden, euch zu bestehlen; helfst ihr ihnen aber, so können sie euch selbst wieder auf tausenderley Arten nützen.

Und wenn ihr nun auch nicht immer einen sichtbaren Nutzen davon hättet, würde die Freude, einem Unglücklichen geholfen zu haben, nicht allein schon Belohnung genug für euch seyn können? Erinnert euch an die Geschichte von dem armen Greis, die euch so wohl gefallen hat, und sagt mir: müchtet ihr nicht eure liebsten Spielsachen darum geben, um derjenige zu seyn, der diesen alten armen Mann kurz vor seinem Tode erquickte?

O ja, o ja! riefen die Kinder. Aber soll ich die Geschichte erzählen, lieber Vater? fragte Karl, indem er freudig aufsprang. Ich habe sie auswendig behalten. So erzähle sie dann, mein Sohn, antwortete Ehrenreich, und Karl fieng an:

Um das Rhinoceros zu sehn,
Das man hier selten sieht, beschloß ich auszugehn;
Ich gieng vor's Thor mit meinem halben Gulden;
Und vor mir gieng ein reicher, reicher Mann,
Der, seiner Miene nach, die eingelaufnen Schulden
Und das, was er die Messe durch gewann,
In schweren Ziffern übersann.

Herr Orgon gieng vor mir. Ich geb ihm diesen
Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weiß.
Er gieng; doch eh wir noch zu unserm Thiere kamen,
Begegnet uns ein alter schwacher Greis,

Für den, auch wenn er uns um nichts gebethen hätte,
 Sein zitternd Haupt, das halb nur seine war,
 Sein ehrliches Gesicht, sein heilig graues Haar,
 So laut zu unserm Herzen redte!

Ach! sprach er, ach! erbarmt euch mein!
 Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen.
 Ich will euch künftig gern nicht mehr beschwerlich seyn,
 Denn Gott wird meinen Wunsch wohl bald erfüllen,
 Und mich durch meinen Tod erfreun.

O lieber Gott! laß ihn nicht ferne seyn!

So sprach der Greis; allein, was sprach der Reiche?

Ihr seyd ein so bejahrter Mann,
 Ihr seyd schon eine halbe Leiche,
 Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
 Ihr unverschämter alter Mann!

Müßt ihr denn erst noch Brantwein trinken,
 Um taumelnd in das Grab zu sinken?

Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht,
 Drauf gieng der Geizhals fort. Ein Strom scham-
 hafter Zähren

floß von des Alten Angesicht.

O Gott, du weißts! Mehr sprach er nicht.

Ich konnte mich der Wehmuth nicht erwehren,
 Weil ich, Gott Lob! kein Unmensch bin;
 Und hurtig gab ich ihm den halben Gulden hin,
 Für den ich meine Neugier stillen wollte,
 Und gieng, damit er mich nicht weinen sehen sollte.
 Allein, er rief mich gleich zurück.

Ach! sprach er, mit noch nassem Blick,

Ihr werdet euch vergriffen haben,

Es ist ein gar zu großes Stück;

Ich bring euch nicht darum; gebt mir so viel zurück,

Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben.
 Ihr, sprach ich, sollt es alles haben!
 Ich seh, daß ihrs verdient; trinkt etwas Wein dafür.
 Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?
 Er sagte mir das Haus. Ich gieng am andern Tage
 Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,
 Und that im Gehn schon manche Frag an ihn.
 Allein, indem ich nach ihm frage,
 War er, seit einer Stunde, todt.
 Die Mien' auf seinem Sterbebette
 War noch die redliche, mit der er gestern redte.
 Ein Psalmbuch und ein wenig Brod
 Lag neben ihm, auf seinem harten Bette.
 O wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte,
 Mit dem er gestern noch so unbarmherzig redte!
 Und der vielleicht ihn jetzt bey Gott verklagt,
 Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk versagt.

Nun, Kinder, fuhr hierauf Ehrenreich fort,
 meynt ihr nicht, daß das Vergnügen, diesen armen
 alten Mann kurz vor seinem Tode erquickt zu haben,
 einen halben Gulden werth gewesen sey? — O, rief
 Karl, ich hätte den blanken Thaler, den ich von mei-
 nem Onkel geschenkt bekommen habe, dafür geben mö-
 gen! Und ich meine rothe Schreibtafel! rief Jakob.
 Und ich mein Kegelspiel! sagte Häschen.

Ihr habt recht, Kinder, antwortete Ehrenreich;
 so ein Vergnügen kann man nicht leicht zu theuer be-
 zahlen. Seyd also sparsam, damit ihr immer etwas
 übrig habt, womit ihr euch eine solche Freude erkau-
 fen könnt. Laßt überhaupt keine Gelegenheit vorbeys-
 streichen, die Noth eurer Nebenmenschen zu vermin-

dem, und ihnen Freude zu machen. Fragt nicht erst, wer derjenige sey, dem ihr helfen wollt; nicht nach seinem Stande, auch nicht nach seiner Religion: sondern begnügt euch blos damit, zu wissen, daß er ein Mensch sey.

Ja, auch gegen euer Vieh müßt ihr mitleidig seyn. Denn auch die Thiere haben Empfindungen von Schmerz und von Vergnügen: und wer wollte wohl so unbarmherzig seyn, sie ohne Noth elend zu machen? Hierzu kömmt euer eigener Vortheil; denn wenn ihr euer Pferd übertreibt, euren Ochsen zu viel arbeiten lasset; oder ihnen nicht das nöthige Futter gebt: so macht ihr sie nicht allein zur Arbeit untüchtig, und setzt euch in Gefahr, sie zu verlihren; sondern wenn auch andere sehen, daß ihr gegen euer Vieh hart und grausam seyd, so hoffen sie immer weniger von euch, und sind immer weniger eure Freunde, weniger geneigt, euch zu dienen. Auch werdet ihr finden, daß das Vieh selbst gewissermaßen dankbar gegen uns ist, wenn wir ihm das Leben angenehm zu machen suchen. Ein Hund, eine Katze, ein Vogel u. s. w. wissen ihre Wohlthäter recht gut von andern zu unterscheiden, und suchen durch Folgsamkeit und Schmeicheleyen ihnen wieder zu gefallen. Von der Dankbarkeit eines Löwen wird eine sonderbare Geschichte erzählt: wollt ihr sie hören, Kinder?

Ach ja! ach ja! riefen die Kinder; und Ehrenreich erzählte:

Zu Rom war einem ein Knecht, Namens Androkles, entlaufen. Dieser hatte sich, um nicht entdeckt zu werden, in einer Höhle im Walde versteckt.

Da

Da kam in dieselbe Höhle ein großer Löwe, der ganz entsetzlich brüllte, und den einen Fuß in die Höhe hob. Androkles glaubte anfangs, er wolle ihn zerreißen, und zitterte und bebte. Da aber der Löwe ihm nichts zu Leide that, sondern nur fortfuhr zu brüllen, und den Fuß aufzuheben: so wurde er endlich dreist genug, zu untersuchen, was doch wohl dem Thiere fehlen möchte? Er fand, er habe sich etwas in die Klaue getreten, und zog es ihm heraus. Nach einigen Jahren wurde der entlaufene Androkles wieder erhascht, und sollte, wie es damals die grausame Mode war, zur Strafe seiner Entlaufung von wilden Thieren zerissen werden. Man führte ihn schon auf den Platz, wo dieses geschehen sollte, und ließ einen grimmigen Löwen auf ihn los. Dieser kam brüllend ihm entgegen; aber in dem Augenblicke, da man erwartete, daß er ihn zerfleischen würde, sahe man auf einmal die wunderbarste Veränderung. Statt ihn zu zerreißen, wedelte er mit dem Schwanze, und blieb liebkosend beym Androkles stehen. Alle Zuschauer erstaunten, und wußten nicht wie das zugeinge. Aber Androkles, der den Löwen für den erkannte, dem er einstmals die Klaue geheilt hatte, erzählte ihnen die Geschichte. Da konnten diejenigen, die ihn zum Tode verurtheilt hatten, sich nicht enthalten, ihm das Leben, und den dankbaren Löwen dazu zu schenken.

Nun, Kinder, diese Erzählung kann euch recht lebhaft beweisen, wie gut es sey, auch gegen die Thiere mitleidig und wohlthätig zu handeln.

Wenn ihr nun alles das thut, was ich euch gelehrt habe; so werdet ihr gewiß ein glückliches Leben führen.

führen. Es wird euch zwar auch zuweilen etwas Unangenehmes begegnen. Ihr werdet manchmal andern Dienste oder Gefälligkeiten erweisen, ohne einen sichtbaren Nutzen davon zu haben. Denn nicht alle Menschen, die um euch sind, sind gut und klug genug, um dankbar und dienstfertig zu seyn; allein, die meisten sind es gewiß. Werdet deswegen nicht gleich hart und unfreundlich, wenn euch zuweilen einer mit Undank belohnt. Besäet doch der Landmann sein Feld immer wieder, wenn schon manchmal ein Misserfolg eingefallen ist. Auch wird euch oft ein Unglück begegnen, das ihr nicht verhindern könnt. Allein, ein solch Unglück wird euch immer leichter seyn, als das, das ihr euch selbst zugezogen habt; denn jedermann wird euch beklagen und helfen, wenn ihr nicht selbst Schuld an eurem Leiden seyd. Seyd ihr aber selbst Schuld daran, so verachtet und verspottet euch der größte Theil; keiner hat Mitleiden mit euch; die wenigsten, vielleicht keiner, werden euch beistehen, und ihr werdet euch euer Unglück noch selbst durch die schmerzlichsten und bittersten Vorwürfe vergrößern.

Mit diesen Worten stand er auf, und weil es schon spät war: so begaben sich alle zur Ruhe.

Viertes Abendgespräch.

Von dem Gewissen und der Religion.

D ungeachtet Ehrenreich ein so rechtschaffener Mann war, daß er, wo er nur konnte, allen Menschen Freude zu machen suchte: so fehlte es doch nicht an bösen Leuten, welche ihn ins Unglück zu stürzen trachteten.

teten. Einer derselben, der auf seinen Tod hoffte, um alsdann sein Amt zu erhalten, konnte die Zeit nicht erwarten, da ihm der gute Greis Platz machen würde, und suchte ihm daher die Ungnade des Fürsten zuzuziehen, damit er seines Amtes entsetzt würde. Mit Wahrheit konnte er ihm nichts Böses nachsagen, er mußte sich also aufs Lügen legen. Es gelang ihm auch, den Fürsten zu bereden, daß Ehrenreich bey Verwaltung seines Amtes ihn oft betrogen, und sich selbst dadurch bereichert habe; und der Fürst, der darüber aufgebracht wurde, wollte schon Befehl ertheilen, daß man den unschuldigen Greis ins Gefängniß werfen sollte. Aber weil er ein weiser und gerechter Regent war: so wußte er sich noch zu rechter Zeit zu mäßigen, und nahm sich vor, die Sache am andern Tage erst noch genauer zu untersuchen.

Indeß verbreitete sich schon das Gerücht, daß Ehrenreich, als ein Betrüger, abgesetzt und ins Gefängniß gelegt werden sollte. Eine Nachricht von solcher Erheblichkeit konnte ihm selbst nicht lange verborgen bleiben. Er hörte sie, aber ohne in seiner Gemüthsruhe im geringsten dadurch gestört zu werden; und fand sich gegen Abend, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit wieder bey der Linde ein. Gutwill war zwar auch herbe gekommen, aber in der Vermuthung, seinen unglücklichen Nachbar entweder gar nicht, oder doch wenigstens sehr niedergeschlagen und bekümmert vorzufinden. Wie mußte er sich nicht wundern, da er den lieben Alten eben so heiter und so vergnügt erblickte, als er ihn immer zu sehen gewohnt war!

Nun,

Nun, bey meiner Treue! Nachbar, sagte er, das begreife ich doch in der That nicht, wie ihr heute ein so vergnügtes Gesicht machen könnt! In solcher Gefahr, und doch so ruhig zu seyn; das ist mir zu hoch.

Wie so, lieber Gutwill, erwiederte der Alte; haltet ihr mich etwa auch für schuldig?

„Ob ich euch dafür halte? Bey Gott! ich weiß, daß ihr so unschuldig seyd, als ein Kind in Mutterleibe. Aber wenn der Fürst euch nun für schuldig hält? Wenn ihr abgesetzt, ins Gefängniß geworfen werdet? Und eure armen Kleinen hier —“

Die Thränen stürzten ihm aus den Augen.

Guter, mitleidiger Mann! erwiederte Ehrenreich, und drückte ihm liebevoll die Hand. Unser Fürst ist zu gerecht; glaubt mir, es wird so leicht keine Noth haben. Und wärs nun auch, daß die Lüge siegte, dünkt's euch dann ein so erschreckliches Unglück zu seyn, unschuldiger Weise ein wenig Unrecht zu leiden? Freund! wenn's nur hier richtig ist, (indem er auf die Brust zeigte) so hats keine Noth, so läßt sich alles ertragen.

Lieben Kinder! (hier wandte er sich zu den Kleinen) ihr versteht noch nicht, was ich iht gesagt habe: aber gebt Acht, ich will's euch erklären. Ich will euch sagen, warum ihr mich heute so ruhig seht, ohngeachtet ich von einer großen Widerwärtigkeit bedroht werde; damit ihr es auch seyn könnt, wenn euch in eurem Leben einmal etwas ähnliches begegnet.

Ihr habt gehört, daß alles, was ihr thun sollt, euch blos deswegen befohlen wird, weil ihr dadurch
euch

euch wirklich glücklich macht; und ich habe euch überall gezeigt, wie ihr euch dadurch glücklich macht. Aber von einer Glückseligkeit, die ihr euch erwerben könnt, wenn ihr allen meinen Ermahnungen folgt, habe ich euch noch nichts gesagt; und diese ist gerade diejenige, die ich jetzt selbst empfinde, und die mich bey der Gefahr, welche mich bedroht, wie ihr seht, so vergnügt erhält.

Das ist ein gutes Gewissen, oder das Bewußtseyn unserer Unschuld. Ein köstlicher Schatz, ihr Kinder! So lange wir den besitzen, können wir nicht unglücklich seyn, es mag uns auch gehen, wie es wolle. Haben wir ihn aber einmal verlohren, dann fangen wir an, wahrhaftig elend zu seyn.

Der Gedanke nämlich, daß wir dasjenige, was wir leiden, uns durch unsere eigene Schuld zugezogen haben, ist weit quälender, als alles, was wir wirklich leiden. Der Gedanke hingegen, daß wir unsere Widerwärtigkeiten nicht selbst verschuldet haben, macht uns ruhig und getrost, so wie ihr es jetzt an mir seht.

Ich erinnere mich noch immer mit Vergnügen an einen Mann, durch dessen Beyspiel ich zuerst lernte, was für eine unschätzbare Sache ein gutes Gewissen sey. Es war ein Pfarrer, der nun schon lange todt ist, und dessen Unterricht ich es größtentheils zu verdanken habe, daß ich, schon als Jüngling, die Tugend lieb gewann. Ein rechtschaffener Mann, und gewiß so klug und gut als einer! Dieser hatte einmal das Unglück, auf der Kanzel vom Schläge gerührt zu werden. Er kam zwar wieder zu sich, aber er blieb gelähmt, so lange er lebte. Ich besuchte ihn
täglich,

tächlich, und ich gestehe es, ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, so oft ich den rechtschaffenen Mann da liegen sah. Aber wenn er anfing zu reden, so war in dem Augenblick alle meine Traurigkeit dahin. Er sprach von seinem Unglück mit so vieler Gelassenheit; er erinnerte sich mit so vieler Freude an jede gute That seines Lebens; er war so vergnügt, wenn er sah, wie zärtlich seine Frau, seine Kinder, seine Freunde um ihn besorgt waren, daß man ihn unmöglich für unglücklich halten konnte, und daß man, statt ihn zu trösten, von ihm selbst getröstet wurde. Was weinet ihr? sagte er mit der heitersten Miene. Ihr wißt ja, daß ich dieses Unglück mir nicht selbst zugezogen habe; es wird bald vorübergehen, wenigstens wird es mich nie ganz darniederschlagen, nie aller Glückseligkeit berauben. Seine Freudigkeit dauerte bis zu dem letzten Hauch seines Lebens.

Indem Ehrenreich so redete, kam ein Bedienter des Fürsten, und brachte ihm einen Brief. Er erbrach ihn mit vieler Gelassenheit, und las:

„Mein lieber Ehrenreich, ich habe euch beleidiget,
 „indem ich einem niederträchtigen Verläumder
 „einen Augenblick Glauben beymaß. Der Vb-
 „sewicht ist entlarvt, und eure Unschuld gerettet.
 „Vergebet eurem seine Uebereilung bereuenden,
 „und euch aufrichtig liebenden Fürsten.

Nun, Nachbar, rief hierauf Ehrenreich aus, sagte ich nicht, daß unser Fürst ein gerechter Herr sey, und daß es so leicht keine Noth mit mir haben würde? Und gesetzt, es wäre ihm nicht gelungen, die Bosheit meines Verläumders zu entdecken; so würde ich ihn
 und

und diesen zugleich bedauert haben; ihn wegen seines Irrthums, diesen wegen seiner Bosheit: mich selbst aber würde ich, auch im Gefängniß und in Banden, für glücklicher, als beyde, gehalten haben. Seht, Kinder, so viel ist ein gutes Gewissen werth! Wer es hat, der besorgt nicht leicht etwas Böses; und widerfährt ihm dem ohngeachtet etwas Unangenehmes; so weiß er es mit Gelassenheit zu ertragen. Wünscht ihr euch nun eben diese Gemüthsverfassung: so bemühet euch, immer so gesinnt zu seyn, und so zu leben, wie ich euch gelehrt habe.

Doch, Kinder, — ich muß euch nur sagen, sonst würdet ihr mich für einen alten Betrüger halten — so freudig und glücklich, als mein Freund, der Pfarrer, mitten unter seinen Leiden war, und als ihr diesen Abend mich selbst gesehen habt, könnt ihr dennoch nicht werden, wenn ihr nicht noch mehr wisset, und mehr thut, als was ich euch bisher gesagt habe. Ich habe euch nur gelehrt, wie ihr es anfangen müßet, um euch nicht selbst unglücklich zu machen. Aber es giebt so viele Fälle, die ihr nicht voraussehen, so vieles Elend, das ihr durch eure Kräfte nicht abwenden könnt; und Unglück ist immer Unglück. Zwar ein unverschuldetes Unglück ist weniger schmerzlich, und leichter zu ertragen, als dasjenige, welches wir uns selbst zugezogen haben; aber schmerzlich bleibt auch dieses doch immer.

Und nicht allein schmerzlich, wenn es da ist, sondern auch dann schon, wenn man es bloß befürchtet, bloß als möglich denkt. Wenn einer seinen Garten bestellt, und denkt: wer weiß, ob der Fluß ihn nicht morgen überschwemmen wird? Wenn einer sich

Campe Sittenb.

G

des

des Abends zu Bette legt, und denkt: wer weiß, ob ich diese Nacht nicht vielleicht von Räubern werde überfallen, und ermordet werden? oder, wer weiß, ob nicht diese Nacht mein Haus und alles das Meinige in Feuer aufgehen werde? Dann, o Kinder! dann wird ihm weder sein Garten, noch sein Haus mehr Freude machen können. Und wo ist ein Mensch, der ihm dafür bürgen kann, daß er dieses, oder ein ähnliches Unglück, nie erleben werde? Und, wenn das auch einer könnte, wie fürchterlich müßte ihm doch immer die Erwartung des Todes seyn? Ich baue meinen Garten vielleicht für andere! Ich muß vielleicht diese Nacht mein Haus verlassen; mich von meinen Aeltern, von meinen Freunden, von allem, was mir lieb ist, getrennet sehen! und wie wird es dann mit mir werden? — Beobachtet alles, was ich euch bisher sagte, noch so genau, Kinder, diese Furcht werdet ihr nie dadurch vertreiben können.

Aber freuet euch: es giebt ein Mittel, wodurch ihr sie vertreiben könnt! Etwas davon habt ihr bald hie, bald da, schon gehört; aber es ist ndthig, daß ihr es recht wißt: denn nunmehr seyd ihr in einem Alter, da ihr es schon fassen könnt.

Bernehmt also mit Aufmerksamkeit und Freude — es ist ein Gott! — Ein Gott, der uns, und alles was da ist, erschaffen hat, und erhält; ein Gott, der alles weiß und alles sieht, was wir denken und thun; ein Gott, der uns nie unglücklich werden läßt, wenn wir uns nicht selbst unglücklich machen! Das ist der Gott, der die schöne Sonne gemacht hat, die unsere Erde so lieblich erleuchtet und erwärmet; der im Frühlinge das Gras, die Blätter und die Blumen wachsen

wachsen läßt, im Sommer alle die herrlichen Früchte und Gewächse, die uns ernähren und durch Wohlgeschmack erfreuen; der den Thau, den Regen und den Wind entstehen läßt, ohne welche nichts wachsen, nichts gedeihen würde! Das ist der Gott, der die Erde für uns und die andern Geschöpfe zu einem so angenehmen Aufenthalte gemacht hat; auf dessen Befehl die Vögel so lieblich singen, die Quellen rauschen, die Blumen duften, und bey schwüler Hitze die sanften Westwinde uns erfrischen müssen! Das ist der Gott, der unsern Leib und seine Glieder so wunderbar gebildet, und unserer Seele das Vermögen, zu empfinden, zu denken, und sich zu freuen, gegeben hat. —

Ein Gott, der uns so viel Gutes giebt, sollte der uns hassen, uns unglücklich machen können? Nein, Kinder, nimmermehr! Ihm also vertraut; und fürchtet nichts. Nichts geschieht ohne seinen Willen, und sein Wille ist, daß ihr glücklich seyn sollt, wenn ihr euch nicht selbst unglücklich macht. Nun können wir, wenn wir gute Menschen sind, alle Wege ruhig seyn, können ohne Furcht und ohne Sorgen uns an jedem Abend schlafen legen; weil ein so mächtiges und so gütiges Wesen für uns wacht, und uns beschützt.

„Aber, lieber Vater, fragte Häschen, wo ist denn Gott?“

Er ist hier, mein Kind, antwortete Ehrenreich; hier und an allen Orten, ohngeachtet wir ihn nicht sehen können. Das macht, er ist ein unsichtbares Wesen, welches keinen solchen Leib hat, als wir haben, den man anschauen und betasten kann.

„Wie weiß man denn aber, fragte Jakob, daß er hier ist, wenn man ihn nicht sehen kann?“

Höre, mein Sohn, antwortete Ehrenreich, hast du jemals meine Seele gesehen?

„Nein!

Aber glaubst du nicht, daß ich wirklich eine Seele habe: und daß sie hier zugegen sey?

„Ja, das glaub ich.“

Und warum glaubst du das?

Jakob besann sich einen Augenblick; dann sagte er: „Weil ich euch reden höre.“

Weil du mich reden hörst? Aber das Reden verrichtet ja eigentlich nicht meine Seele, sondern mein Mund und meine Zunge, welche Theile meines Leibes sind. — Vielleicht, weil du mich vernünftig reden hörst? Weil du hörst, daß ich nicht bloß Töne ausspreche, sondern solche Töne, wodurch Gedanken angezeigt werden? Meyntest du nicht das?

„Ja; aber ich konnte es nur nicht so sagen. Nun gut; du glaubst also, daß meine Seele hier zugegen sey, deswegen, weil sie hier etwas thut, etwas macht, nämlich die Gedanken, welche von meinem Munde ausgesprochen werden. Wenn du nun erfährst, daß auch Gott hier, und an allen Orten in der Welt etwas thue, etwas mache; würdest du aus eben demselben Grunde nicht überzeugt seyn müssen, daß auch er hier und an allen Orten zugegen sey?

„Ja, das müßt ich, antwortete Jakob; denn wie könnte einer an einem Orte etwas thun, wo er nicht zugegen wäre?

Du hast recht, mein Lieber! Nun, so laß uns dann sehen, ob Gott hier um und neben uns wirklich etwas thue, etwas verrichte? — Siehe einmal hier diese große Linde an, die ihre starken Aeste und Zweige

Zweige rund über uns her verbreitet. Wer hat die wohl gemacht?

„Ja, die ist ja aus der Erde gewachsen?“

Freylich ist sie das: aber die Erde muß doch wohl eine sonderbare Kraft haben, daß sie aus einem kleinen Samenkörnchen einen so großen Baum hervortreiben kann? Und wer giebt nun wohl der Erde diese Kraft, Gras, Kräuter, Gesträuch und Bäume aus ihrem Schooße hervorzutreiben? Aus eigenem Vermögen kann sie das doch nicht thun. Denn sie ist ja todt, und ihr wißt, daß ein todttes lebloses Ding gar nichts machen kann.

Mit Günst! lieber Nachbar, fiel hier der ehrliche Gutwill ihm ins Wort; das ist doch wohl nicht so ganz richtig. Seht einmal hier diese Taschenuhr an; die ist doch auch ein lebloses todttes Ding? und kann sie dem ohngeachtet nicht etwas machen? dreht nicht sie selbst den Zeiger herum, der die Stunden anzeigt?

Das thut sie, guter Freund, erwiederte Ehreneich; aber würde sie das jemals von selbst gelernt haben, wenn kein Uhrmacher gewesen wäre, der sie so eingerichtet hätte? Im Grunde also ist es nicht die Uhr selbst, sondern vielmehr der Uhrmacher, der den Zeiger herumdreht, ohngeachtet er die Hand nicht mehr daran hat. Und wie lange würde eure Uhr gehen, wenn niemand da wäre, der sie von Zeit zu Zeit wieder aufzöge? Vier und zwanzig oder dreyßig Stunden: dann stünde der Zeiger still!

Eben so, ihr lieben Kinder, ist es mit unserer Erde beschaffen. Nie würde sie von selbst die Kraft gehabt haben, etwas hervorzubringen, wenn nicht Gott diese Kraft in sie gelegt hätte: und würde nicht diese ihre

Kraft augenblicklich wieder aufhören, wenn der unsichtbare Gott sie ihr nicht erhielte? Im Winter ist sie gleichsam todt; ist sie, wie ein abgelaufenes Uhrwerk, welches still steht: aber mit jedem neuen Frühling zieht der unendlich weise und mächtige Schöpfer derselben das Uhrwerk gleichsam wieder auf, daß es von neuem gehe, von neuem etwas wieder hervorbringe. Dann brechen Blätter aus Knospen hervor; dann öffnet sich der Schooß der Erde, daß Gras, Kräuter und Blumen, in unendlicher Mannigfaltigkeit hervorsprossen; dann stehet rund umher die Natur in ihrer ganzen ungeschwächten Jugendkraft wieder da, als wenn sie eben erst aus den Händen ihres Schöpfers hervorkommen wäre! —

Aber nicht allein dieß, sondern auch das bloße fortdaurende Daseyn der Dinge, überzeugt mich von der ununterbrochenen Mitwirkung desjenigen Wesens, welches alles hervorgebracht hat. Hörte dieses Wesen einmal auf, alle diese Dinge im Daseyn zu erhalten: so würden sie in demselben Augenblicke wieder in ihr Nichts zurücksinken, oder aufhören, da zu seyn. Gott wirket also in jedem Augenblicke auf ein jegliches Ding in der Welt: folglich muß er auch bey einer jeden Sache zugegen seyn.

Freuet euch also, ihr Kinder; und besorget, wenn ihr recht gehandelt habet, niemals etwas Böses: denn Gott ist bey uns; wir mögen seyn, wo wir wollen; wir mögen schlafen oder wachen. Und dieser Gott will uns gern glücklich machen, hier und in einem andern Leben nach dem Tode; wovon ich euch bald ein mehreres sagen will. Er fodert dafür nicht mehr, als daß ihr alles das thut, was ich euch bisher gelehrt habe,
und

und daß ihr dabey völlig auf ihn vertraut, und in allen euren Angelegenheiten zu ihm eure Zuflucht nehmt. Dieses, liebe Kinder, hat mein Freund, der rechtschaffene Pfarrer, gethan, der, wie ich euch vorhin erzählte, bey der größten Krankheit, bis an das Ende seines Lebens so freudig und glücklich war.

Er sagte mir oft, ich würde in meinem Elende vergangen seyn, wenn ich nicht zu meinem Gott ein völliges Vertrauen gehabt hätte. Aber, sagte er, wenn ich betrübt werden wollte, so rief ich Gott an, so klagte ich ihm insgeheim mein Leiden, und ich weiß selbst nicht, wie es kam, ich wurde nach jedem Gebethe so ruhig, so vergnügt, als wenn mir nichts fehlte.

So sagte mein Freund, und, Kinder! er hatte wahrlich recht. Glaubet einem alten Mann, der es auch erfahren hat; das Gebeth des Rechtschaffenen, der von Gott alles erwartet, ihm allein vertraut; das Gebeth ist nie unerhört geblieben. Wenn uns auch Gott schon nicht immer das giebt, um was wir ihn bitten, so giebt er uns gewiß etwas bessers — nämlich Ruhe des Gemüths, Zufriedenheit mit unserm Schicksal, und die sicherste Hoffnung, daß wir künftig noch weit glücklicher seyn werden.

Wie könnte er auch uns gerade das geben, was wir bitten? Wir bitten oft so unvernünftig um Dinge, die uns äußerst elend machen würden. Es war einmal ein Bauer in dem nächsten Dorfe, der glaubte, es wäre nichts besser, als Reichthum und vieles Geld. Vermuthlich hat er Gott oft genug darum gebethen. Es mag nun aber seyn, wie es will, genug, er fand einmal einen Schatz von etlichen tausend Thalern auf
 G 4 seinem

seinem Acker. Sobald er das Geld hatte, verkaufte er seinen Bauernhof, und zog in unsere Stadt. Er arbeitete nicht mehr; seine Frau that so wenig als er; die Kinder wurden liederlich; die Alten tranken und spielten den ganzen Tag. Kaum waren etliche Jahre vorbey, so fiengen seine liederliche Ebdhne an, erst ihn, darnach andere zu bestehlen; der eine wurde erwischt, und aufgehängt; der andere lief davon, und irrt nun in der Welt herum; die Mutter kam wegen allerley Ausschweifungen und Liederlichkeiten in das Zuchthaus; und der Vater starb endlich in der äußersten Armuth. Was nützte diesem nun sein Geld? Und wie viel glücklicher würde er nicht gewesen seyn, wenn er in seinem vorigen Stande geblieben wäre? Seht, Kinder, so wenig wissen wir oft, was wir wünschen.

Gott weiß allein, was uns glücklich machen kann, und den Rechtschaffenen und Guten macht er gewiß glücklich. Ich war krank; da rief ich: Gott, erbarme dich meiner! und ich wurde gesund. Ich war arm, da fiel ich nieder und bethete, und Gott half mir. Er schickte mir Gelegenheit, mir durch meine Arbeit aus dem Mangel zu helfen; und ich arbeitete und dankte ihm, und wurde getröstet und beruhiget. So gütig, liebe Kinder! so barmherzig ist unser Gott, so lieb hat er uns. Und hätte er damals, da ich ihn anrief, mich auch nicht von meiner Krankheit und von der Armuth befreyt: so würde ich deswegen an seiner Güte doch nicht gezweifelt haben. Ich würde daraus geschlossen haben, daß es mir gut seyn müsse, noch länger krank, noch länger arm zu seyn: und dieser Gedanke würde mich beruhigt haben.

Denn

Demn oft, ihr lieben Kinder, ist es uns wahrhaftig gut, eine Zeitlang unglücklich zu seyn. Wie mancher wäre ein Bösewicht geworden, wenns ihm immer gut gegangen wäre! Das Glück macht leicht übermüthig; aber die Noth bringt uns wieder zum Nachdenken über uns und unsere Pflichten. Ich selbst, meine Lieben, würde gewiß viel schlimmer geworden seyn, als ich bin, wenns mir, besonders in meinen jüngern Jahren, nicht zuweilen übel gegangen wäre. Aber weil ich sah, daß mir gemeiniglich etwas Schlimmes begegnete, so oft ich nicht recht gehandelt hatte, so dachte ich: sollst doch einmal sehen, ob es dir besser gehen wird, wenn du nichts als Gutes zu thun suchest. Und von der Zeit an bin ich nie wieder wirklich unglücklich gewesen.

Zwar habe ich nachher auch wohl eine und die andere Widerwärtigkeit erlebt: aber diese wurden mir viel leichter zu ertragen, als vorher; und ich merke auch bald, daß dergleichen Unfälle, die ich mir nicht selbst zugezogen hatte, am Ende zu meinem wahren Vortheil ausschlugen. Ich hatte z. E. einmal Gelegenheit, einem vornehmen Herrn bekannt zu werden, der über See reisen wollte. Dieser hatte mich so lieb gewonnen, daß er mir versprach, mich zu einem reichen und angesehenen Mann zu machen, wenn ich mich entschließen könnte, ihn auf dieser Reise zu begleiten. Wer war bereitwilliger dazu, als ich? Schon wurden alle Anstalten zu unserer Abreise gemacht; als ich plözlich in eine langwierige Krankheit verfiel. Das schien mir nun ein großes Unglück zu seyn: und es fehlte wenig, daß ich in meinem Unverstande nicht wider Gott murrte. Denn der vornehme Herr, der

nicht länger warten konnte, reisete ohne mich ab, und alle Hoffnungen, die er mir gemacht hatte, waren dahin. Ich war untröstbar. Aber was erfuhr ich nach einigen Wochen? Daß das Schiff, auf welchem ich mit fortreisen sollte, von Seeräubern angefallen und weggenommen worden sey, und daß man die ganze darauf befindliche Schiffsgesellschaft in die Sklaverey geführt habe. Da erkannte ich die Güte der göttlichen Vorsehung, und meine eigene Thorheit, daß ich diese Güte hatte in Zweifel ziehen können. Seit der Zeit bin ich immer mit meinen Schicksalen zufrieden gewesen, wenn ich auch nicht allezeit begreifen konnte, wozu mir dieses oder jenes gut seyn möchte.

Es würde auch in der That sehr vermessen seyn, wenn man dieß in jedem Falle zu begreifen verlangen wollte. Da müßten wir ja, wie der allwissende Gott, in die Zukunft sehen können, um zu wissen, was aus diesem oder jenem, welches uns begegnet, künftig einmal folgen werde. Und das hat der gute Gott, aus sehr weisen Ursachen, vor uns verborgen.

Da ich in meinen jüngern Jahren auch einmal ein Unglück erlebte, von dem ich nicht begreifen konnte, wozu es mir nützen werde, suchte mich ein frommer und weiser Mann, der mehr Erfahrung, als ich, hatte, zufrieden zu sprechen. Er erzählte mir unter andern einen Traum, den ich nie vergessen werde, und an den ich nachher immer dachte, so oft mir etwas Widriges Begegnete.

„Ob ich gleich, sagte dieser mein ehrwürdiger Freund, nichts eifriger suchte, als mich glücklich zu machen, und Gott zu gefallen: so stieß mir doch auch
ein

einmal ein Unglück zu, das mich außerordentlich schmerzte. In meiner Betrübniß fieng ich an zu zweifeln: ob Gott auch wirklich für die Menschen sor-ge, und sie glücklich machen wolle? Diese Zweifel preßten mir die bittersten Thränen aus, und mit Thrä-
nen im Auge schließ ich ein. Da kam es mir im Traume vor, als ob ich auf einem Wege wäre, wo ich mich verirrt hätte. Ich stand einige Zeit, ohne zu wissen, wo ich hin sollte. Da kam ein Mann zu mir, der mir den Weg zu zeigen, und mit mir zu ge-
hen versprach. Ich folgte ihm nach. Er führte mich an das Haus eines Mannes, der uns sehr wohl em-
pfing, und der beste Mann von der Welt zu seyn schien. Als wir weggingen, sah ich, wie mein Be-
gleiter einen schönen silbernen Becher, der auf dem Tische stand, mit wegnahm. Am zweyten Tage kehrt-
ten wir bey einem bösen Menschen ein, der uns kaum eine Ecke in seinem Hause zum Obdach lassen wollte, und der nichts that, als fluchen und zanken — kurz, der ein recht gottloser Mann war. Bey dem ließ mein Führer den Becher stehen, den er dem guten Mann entwendet hatte. Am dritten Tage trafen wir wieder einen guten, frommen Mann an, der uns alle mögliche Gefälligkeiten erwies; dem steckte mein Begleiter sein Haus in Brand. Mich schauderte vor der Bosheit. Allein, weil ich den Weg nicht allein finden konnte, mußte ich meinem Wegweiser folgen. Dieser führte mich wieder zu einem vortreflichen Mann, der die Gütigkeit selbst war. Mein Begleiter gab vor, er wisse den Weg nicht recht, und unser Wirth schickte seinen eigenen Sohn mit uns, damit wir ja nicht ir-
ren möchten. Kaum aber waren wir auf eine Brücke
gekoms

gekommen, so stieß er den Sohn unsers gütigen Wohlthäters in den Strom, daß er ertrank. Bey dieser abscheulichen That gerieth ich außer mir. O du Ungeheuer! rief ich, lieber will ich in den einsamsten Wüsteneyen umherirren, als länger an deiner Seite über einen Erdboden gehen, der dich alle Augenblicke zu verschlingen droht. — Da ich noch redete, umleuchtete mich ein Glanz, und mein Führer nahm eine übermenschliche Gestalt und Würde an. Ich fiel zu Boden. Er aber richtete mich auf, und sprach: Lerne die Wege der Vorsicht! Der Becher, den ich vor vier Tagen nahm, war vergiftet; darum entwendete ich ihn dem Guten, und gab ihn dem Bösen zur Strafe. Unter der Asche des Hauses, das ich in Brand steckte, liegt ein Schatz, den der wohlthätige Mann, der uns so gütig aufnahm, finden, und womit er viel Gutes stiften wird. Der junge Mensch aber, welchen ich in den Strom stürzte, würde in kurzem seinen Vater ermordet haben, und durch seine Laster die Qual seiner Mutter geworden seyn. Verehere Gott, und überlaß dich ihm allein: aber hüte dich, die Wege seiner Vorsichtung beurtheilen zu wollen! —

So erzählte mir mein Freund seinen Traum. Und wenn ihr einmal ein wenig mehr Erfahrung bekommt, so werdet ihr an euch und an andern tausend Beyspiele sehen, wie ein anscheinendes Glück ein wahres Unglück ist; und hingegen viele Unglücksfälle die herrlichsten Wohlthaten Gottes sind.

Sollte aber auch nichts als Unglück über euch verhängt seyn; solltet ihr im Elende sterben müssen: so wird euch, seyd ihr nur ohne eure Schuld unglücklich,

lich,

lich, noch immer ein Trost übrig bleiben, den nichts euch rauben kann. Ich muß euch diesen Trost besannt machen.

Kinder, wir sind unsterblich, wir vergehen niemals! Zwar dieser Leib von Fleisch und Knochen, der wird einmal sterben und verwesen: aber wir selbst, die wir diese Leiber bewohnen, werden alsdann in ein anderes Leben übergehen, wo wir ganz glücklich, ohne Krankheit, ohne Schmerzen, ohne Mangel, — ewig leben werden. Das hat uns Gott versprochen lassen, wenn wir hier alles thun, was wir können, um recht gute Menschen zu werden. Diejenigen, welche das nicht thun, werden zwar auch ewig leben, aber es wird ihnen nicht wohl gehen, sondern sie werden da, wo sie alsdann hinkommen, für alle ihre Untugenden die verdiente Strafe leiden müssen.

Zu einer andern Zeit, ihr Lieben, will ich euch sagen, woher ich dieses erfahren habe. Bis dahin glaubet mir auf mein Wort; oder seht vielmehr aus meinem ganzen Betragen, daß ich sehr zuverlässige Nachricht davon haben müsse. Ich bin nunmehr ein alter Mann, und mein Leib wird nun bald sterben müssen. Ach, Kinder! wüßte ich nun nicht, daß mein eigentliches Ich, meine Seele, unsterblich sey; wüßte ich nicht, daß der gute Gott, der es mir schon hier in dieser Welt hat so wohl ergehen lassen, auch nach meines Leibes Tode sich meiner annehmen, mir helfen, mich glücklich machen werde: wie elend würde ich dann seyn? — Aber ich weiß es, so gewiß weiß ich es, als ich jene Sterne am hohen Himmel funkeln sehe!

Sehe! Ich werde leben, und unendlich glücklicher leben, als alle Könige der Erde mich zu machen im Stande sind.

Auch ihr, meine Kinder, auch ihr werdet einmal mir in dieses bessere, ewige Leben nachfolgen, wenn ihr euch bemüht, gute, rechtschaffene Menschen zu werden. Dann werden wir uns wieder sehen, uns wieder lieben, und die Freude über uns, über unser Glück, und über den lieben guten Gott, der uns wieder vereinigte, wird von unendlicher Dauer seyn.

Liebste Kinder! Laßt mich, o laßt mich diesen Trost mit in mein Grab nehmen; den Trost, daß ihr eurem alten Vater, eurem Freunde, der euch so treu, so zärtlich liebte, in allen Stücken gehorchen, und euch dadurch derjenigen Glückseligkeit würdig machen wollt, zu der ich nun bald vorangehe. Sagt, ihr theuren Lieblinge meines Herzens, sagt, kann ich mich darauf verlassen?

Die Kinder stürzten wehmüthig sich in seine Arme; und drückten ihr Versprechen durch stumme Thränen aus. Da sagte Ehrenreich diese merkwürdige Worte: Wen Gott vorzüglich segnen will, dem giebt er fromme und gehorsame Kinder; und die Herzen aller zerflossen in sprachloser Empfindung.



Labels



Tabellarische Vorstellung des Inhalts.

Erstes Abendgespräch.

I. Von den Pflichten gegen uns selbst, und zwar

1. In Ansehung unsers Körpers und dessen Gesundheit. Seite 9

Diese wird erhalten:

- a) Durch Vorsichtigkeit, S. 11
- b) Durch Mäßigkeit, S. 12
- c) Durch Arbeitsamkeit, S. 15
- d) Durch erlaubte Vergnügungen, S. 17
- e) Durch Reinlichkeit, S. 19

2. In Ansehung unserer Seele. S. 20

deren Wohlseyn befördert wird:

- a) Durch Erwerbung guter Kenntnisse, S. 21
- b) Durch Vermeidung aller Laster, S. 23

3. In Ansehung unsers äußerlichen Zustandes. S. 26

Von der Sparsamkeit.

- a) Im Gegensatz auf Verschwendung und Nachlässigkeit, S. 27
- b) Im Gegensatz auf den Geiz, S. 32

Zweytes Abendgespräch.

II. Von den Pflichten gegen andere. S. 35

1. Einleitung von dem Ursprunge der Rbuige, S. 37

— der Obrigkeiten und Gerichte, S. 39

— der Gesetze, S. 39

— der Soldaten, S. 40

— der Abgaben, S. 41

2. Pflichten gegen Obere. S. 42

3. Pflichten gegen alle Menschen. S. 43

a) Vermeidung jeder Art von Gewaltthätigkeit, S. 43

b) — — des Diebstahls, S. 46

c) — — der Betrügerey, S. 48

d) Vera

-
- d) Vermeidung der Falschheit und der Lügen, S. 50
e) — — — des vergeblichen und des falschen Schwurens, S. 55
f) Ersehung des unverseheneu Schadens, S. 57

Drittes Abendgespräch.

III. Von den Pflichten der Geselligkeit. S. 59

1. Von der Dienstfertigkeit und dem gefälligen Wesen, S. 61
2. Vom Neide, S. 64
3. Vom Stolz und Hochmuth, S. 67
4. Von der Verläumdung, Spötterey und Tadelsucht, S. 69
5. Von der Freundlichkeit, im Gegensatz des verdrüsslichen Wesens, S. 71
6. Vom Zorn, S. 71
7. Von der Unversöhnlichkeit, S. 72
8. Von der Schwatzhaftigkeit, S. 76
9. Von der Undankbarkeit, S. 79

IV. Von den Pflichten des häuslichen Lebens.

- a) Gegen Aeltern, S. 82
- b) Gegen Lehrer, S. 83
- c) Gegen Geschwister und Schulfreunde, S. 84
- d) Gegen das Gesinde, S. 84

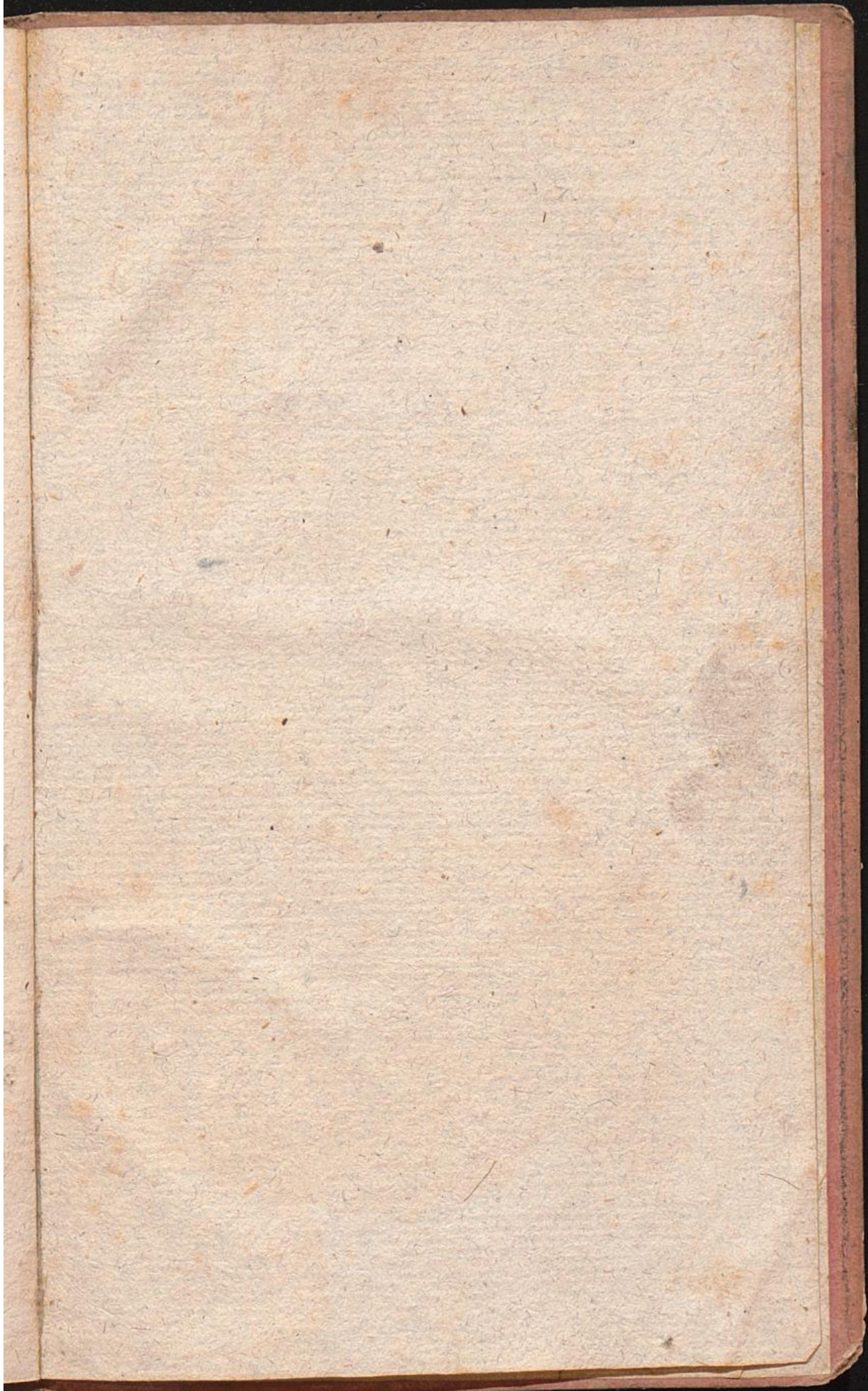
V. Von den Pflichten gegen die Armen. S. 85

VI. Von den Pflichten gegen die Thiere. S. 90

Viertes Abendgespräch.

VII. Vom Gewissen. S. 92

VIII. Von der Religion. S. 98



Eigeln von Margjor

Dr. W. ...
29. Juli 1971

GHP : 11C3075513

<17+>04518S3417555453



P
06

JDDI
1025